Numa Pompilius,

zweyter König von Rom.

Von

Florian.

Neu übersetzt

von

Friedrich Gleich.

KÖNIGLICHE STUDIEN BIBLIOTHEK PASSAU

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Erster Theil.

Wien, 1827.

Gedruckt und verlegt bey Chr. Fr. Schade.

100270573
Staatl. Bibliothek Passau

Numa Pompilius.

Erstes Buch.

Nicht weit von der Stadt Cures*), im Lande der Sabiner, inmitten eines uralten Haines, erhebt sich ein der Ceres geheiligter Tempel. Ulmen und Pappeln, so alt, wie die Erde, umschatten den Giebel des Gebäudes: der Fluß Curese schlängelt sich, nachdem er die Mauern des Tempels bespühlte, durch die Gärten mehrerer einzeln herumliegenden Häuser. Hier, an diesem geweihten Orte, verbringen die Priester der Göttinn im Schooße ihrer Familien und im Kreise häuslichen Glückes, unter Gebeth und Arbeit ihr friedliches Leben. Geschützt von der Gottheit, die sie ehren, genährt von der Erde, die sie bebauen, geliebt und geehrt von den Ihrigen, deren Glück sie machen, im Frieden mit einander selbst, genießen sie das Glück des Daseyns, ohne den Tod zu fürchten, oder zu wünschen.

*) Einst die Hauptstadt der Sabiner, jetzt ein unbedeutender Ort mit Nahmen Correse.

An der Spitze dieser Priester stand der ehrwürdige Tullus; achtzig Jahre alt, verwaltete er mit dem Eifer eines jungen Mannes und der Nachsicht eines Greises, das Amt eines Oberpriesters. Geliebt von denen, die mit ihm zusammenlebten, geehrt von Allen, die ihn kannten, fürchteten ihn nur die Bösen. Ein Freund der Götter, ein Freund der Menschen, flehte er die Ewigen selten um etwas für sich an; sein Gebeth stieg immer nur für Witwen und Waisen empor. Traf einem Bürger von Cures oder einem Bewohner des Landes ein Unglück; fand sich die Zwietracht in einem Haushalt ein, wich der Friede aus einer Familie, dann nahm sicher der unglückliche Vater, Gatte oder Sohn, den Weg nach dem heiligen Hain, um Tullus aufzusuchen; hätte er gezögert, so würde Tullus ihn aufgesucht haben. Der Greis hörte dann, ohne zu ermüden, die langen Klagen an, sprach Muth ein, tröstete, gab Hülfe und Rath, und aufgerichtet und weniger beklagenswerth, ging der Unglückliche von dannen; Tullus aber, der nichts gethan zu haben glaubte, warf sich vor der Göttinn nieder und flehte sie an, dem Bedrängten beyzustehen.

Tullus hatte keine Gattinn mehr, seine ganze Zärtlichkeit gehörte seinem Sohne Numa. Es schien, als wolle der Himmel die Tugenden des Greises durch die seltenen Gaben, welche er dem jungen Menschen verlieh, belohnen. Kaum war der Jüngling sechszehn Jahre und dennoch hatte er von seinem Alter nichts an sich, als Sanftmuth und Liebenswürdigkeit. Gehorsam seinem Vater, den er

faſt eben ſo hoch ehrte, wie die Göttinn ſelbſt, belebt von dem Verlangen, ihm einſt zu gleichen, lernte er die Grundſätze der Moral, indem er die Handlungen des Tullus beobachtete und ohne Unterlaß über die Lehren der Religion nachdenkend, verſäumte er es zugleich nicht, ſich mit den äußeren Gebräuchen des Gottesdienſtes bekannt zu machen. Opfer und Gebeth füllten ſeine Mußeſtunden; ſeine Liebe zu ſeinem Vater, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, waren die einzigen Leidenſchaften ſeiner Seele, die, rein, wie der Aether des Himmels, keinen Unterſchied zwiſchen Vergnügen und Pflicht kannte.

Der Tag des Feſtes der Ceres war gekommen. Bey den Sabinern wurde dieſes Feſt nicht, wie zu Eleuſis gefeyert, denn Tullus hatte alle jene ſo ſorgfältig verborgenen und zu dem Nutzen und dem Glücke der Menſchen ſo wenig beytragenden Myſterien, unterdrückt. »Bedarf die Gottheit,« ſprach er, »die ſich überall unſern Blicken zeigt, die ſich jeden Augenblick in den Wundern der Natur offenbart, bedarf die ſo viele Geheimniſſe, ſo viele Prüfungen, um ſich den Sterblichen mitzutheilen? Sollte es ſchwieriger ſeyn, ihr zu danken, als ihre Gaben zu empfangen? Nein! Ceres liebt alle Menſchen, denn ſie ernährt alle! Das Feld, welches ſie mit Aehren bedeckt, wird dem Arbeiter zum Tempel; ſie, die die ganze Erde mit ihren Wohlthaten überſchüttet, kann auch auf der ganzen Erde verehrt werden.«

In Uebereinſtimmung mit ſeinem Könige hatte Tullus nach dieſen Anſichten das Feſt der Göttinn

geordnet. Jedes Jahr, ehe die Ernte anging, versammelten sich die Landleute in ihrem besten Staate in Cures; von hier begab sich dann Alles nach dem Tempel; voran die Flötenspieler, dann die jungen Mädchen, die in mit Blumen geschmückten Körben auf den Köpfen die reinen Gaben trugen, welche man der Göttinn weihte. Ihnen folgten die Kinder der Landleute in weißen Gewändern, mit Kornblumenkränzen im Haar; sie führten in ihrer Mitte das gefräßige Thier, das sich von den Früchten der Eiche nährt. Dieser zahlreiche, blühende Haufen versuchte es, stolz darauf, das Opfer zu bewachen, sich ein ernstes Ansehen zu geben, aber unfreywillig unterbrach die jugendliche Lebhaftigkeit alle Augenblicke diesen Ernst. Mit langsamen Schritten kamen hinter ihnen die Väter, bemüht, der munteren Schar Ruhe zu gebiethen, der sie zugleich nachsichtsvoll ihren Ungehorsam verzeihen. Jeder der Männer trägt eine Garbe, die Erstlinge der Ernte, in der Hand; die Fürsten, die Krieger, die Richter des Volkes, haben an diesem großen Tage keinen Vorrang mehr; willig lassen sie denen den Vortritt, von welchen sie ernährt werden.

Tullus und seine Priester erwarteten den Zug am Eingange des heiligen Haines; dem Greise zur Seite ging Numa, in einem weißen, leinenen Gewande, einen Narcissenkranz im Haar. Aufmerksam ruhten die Augen des Jünglings auf dem Gesichte des Vaters; er sah, daß dieser mühsam eine hervorbrechende Thräne zu unterdrücken strebte, und bekümmerter über Tullus Gram, als empfände er ihn selbst, wagte er es zwar nicht vor so vielen

Zeugen und während einer so erhabenen Feyer, sich in die Arme des Greises zu werfen und ihn um die Ursache seiner Schmerzen zu fragen: aber sein Schweigen, seine Blicke voll Zärtlichkeit und Unruhe, drückten hinlänglich die Bewegung seines Innern aus. Numa, der sonst bey der Feyer religiöser Handlungen so aufmerksame, so gesammelte Numa, sieht heute nur seinen Vater, er denkt nur an ihn und vergißt die ihm obliegenden Verrichtungen, und während er die Ursache von dessen Kummer zu errathen strebt, verdunkeln sich seine eigenen Blicke von Thränen.

Man kommt bey dem Tempel an; Tullus wirft sich vor der Göttinn nieder und überreicht ihr die Erstlinge ihrer Gaben. »Mutter der Menschen! ruft er, »Du ließest diese Halme wachsen; Dein Vater Jupiter flößte uns das Gefühl der Frömmigkeit und Dankbarkeit ein; Unsterbliche! wir weihen Euch Eure eigenen Wohlthaten. Verwerft unsere Gabe nicht; möge Eure ewige Güte unsere Felder mit Fruchtbarkeit segnen, unsern Körpern Kräfte, unsern Seelen Tugenden geben!«

Nach diesem Gebeth streute der Greis die geweihte Gerste auf das Opferthier, richtete den Kopf desselben in die Höhe, schlachtete es und ließ es ganz von den Flammen verzehren.

Als das Opfer vollendet war, nahten sich die Landleute und legten ihre Garben nieder; Tullus aber sprach zu ihnen: »Meine Brüder, — denn Ihr seyd auch Priester der Ceres — diese Gaben gehören der Göttinn, d. h. den Armen. Die Diener der Götter sind nur die Schatzmeister der Ar-

men, Ihr seyd ihre Wohlthäter. Ernennt daher den Greis aus Eurer Mitte, der mit mir vereint im Laufe dieses Jahres für die Unterstützung der Unglücklichen sorgt, denn es ist recht und billig, daß Ihr Rechenschaft über das erhaltet, was Ihr mir für sie übergebt.« Die Arbeiter, des frommen Greises Tugend kennend, weigerten sich ihm einen Beystand zu geben, aber Tullus verlangte es und die Wahl dieses Gehülfen endete die Feyer.

Numa brannte vor Ungeduld sich allein mit seinem Vater zu sehen; kaum ist der Greis aus dem Tempel, so schließt ihn der Sohn in seine Arme und ruft: »Mein Vater! ein Kummer drückt Euer Herz und ich kenne ihn nicht? Ach zu sehr fühle ich es, daß ich noch zu jung bin, um ihn lindern zu können; aber klagen kann ich doch mit Euch, ich kann doch meine Thränen mit den Euren mischen!« — »Mein geliebter Sohn,« erwiederte Tullus — »denn nie werde ich aufhören, Dich so zu nennen, — ich habe nur zu viele Ursache, schmerzlich bewegt zu seyn; es naht die Zeit, wo ich mich von dem trennen muß, den ich mehr als mein Leben liebe.« — »Ihr wollt mich verlassen!« rief Numa zitternd. — »Nein, mein Sohn, nein, mein theurer Sohn! im Gegentheil, Du, Du scheidest....« Er konnte das Wort kaum vollenden, so unterbrach Schluchzen seine Stimme, dann nahm er Numa's Hand und führte den Jüngling zu der einsamsten Stelle des Waldes; hier ließen sich Beyde auf dem Rasen nieder und der Greis begann:

»Numa, Du bist nicht mein Sohn...« Bey diesen Worten überzog eine Todtenblässe das Ge-

sicht des Jünglings und seine Hand zitterte in der des Alten. Der Oberpriester bemerkte dies und eilte, indem er ihn an sein Herz drückte, hinzuzusetzen: »Sey ruhig, ich werde immer Dein Vater bleiben; dieser Nahme ist mir so theuer wie Dir; aber vernimm jetzt die Geschichte Deiner Geburt und höre, zu welchen hohen Bestimmungen Dich der Himmel ruft.«

Numa umfaßte den Greis und antwortete nichts; schweigend und mit niedergeschlagenen Augen hörte er zu, während sein Ansehen Tullus zu sagen schien: Nichts in der Welt vermag mir das Glück, Euer Sohn zu seyn, zu ersetzen.

»Mein Sohn,« fuhr der Oberpriester fort, »Du verdankst Dein Leben dem Pompilius, einem Fürsten aus dem Blute unserer Könige, dessen seltene Tugenden ihn Göttern und Menschen werth machten. Die schöne Pompilia aus dem alten Geschlecht der Heracliden, war seit zehn Jahren seine Gattinn; nichts fehlte diesem glücklichen Paare, als ein Pfand ihrer zärtlichen Vereinigung; mit Inbrunst flehte Pompilius darum zu den Göttern und die sanfte Pompilia, die keinen andern Wunsch, als das Glück ihres Gatten kannte, kam täglich zu diesem Tempel, um mit Thränen vor dem Altar der Ceres, die Göttinn um das Geschenk eines Sohnes zu bitten.«

»Einst überraschte ich sie so im Heiligthume; sie bethete mit einer solchen Andacht, daß sie mich nicht gewahr wurde und ich hörte, wie sie die Worte sprach: Wohlthätige Ceres! wenn dein Vater Jupiter mir ein langes Leben bestimmt hat, o! so bitte ihn lie-

der darum, daß er meine Tage in ihrer Blüthe verkürzt und mir dafür das Glück gewährt, meinem Gatten eine Frucht unserer keuschen Liebe hinterlassen zu können. Ja, mächtige Unsterbliche! nimm die Geschenke, welche ich von Dir erhielt, zurück, beraube mich alles dessen, was Du mir noch bestimmtest, und gib mir dafür einen Sohn! Gib, daß ich sein Lallen vernehme! daß meine Augen ihn sehen! daß meine Arme ihn an das mütterliche Herz drücken! daß ich ihn mit meinen Küssen bedecken, daß ich ihn, mit meinen Freudenthränen benetzt, meinem Gatten bringen kann! Dann will ich gerne sterben! Ich war dann Mutter und habe genug gelebt. — O Ceres! wenn Du mein Flehen erhörst, wenn Du mir einen Sohn gewährst, dann will ich, ich schwöre es hier bey Deinem Altare, ihn Deinem Dienste weihen; dann will ich ihn lehren Deinen Nahmen segnen, sobald sein Mund ihn nur zu stammeln vermag; ich will ihn in Deinem Tempel erziehen lassen, wo er Dir durch sein ganzes Leben dienen soll, und wenn Pompilia einst nicht mehr ist, dann wirst Du, Ewige, ihm Mutter seyn!«—

»Meine Thränen flossen, indem ich dieses hörte; ich sank neben Pompilia auf die Knie nieder und vermischte mein Flehen mit dem ihrigen; wie sie, rief ich die Göttinn an, sie zu erhören. Ach, wie theuer wurde dieses Glück bezahlt!«

»Kurze Zeit darauf kam Pompilia und verkündete mir, daß sie schwanger sey. Wer vermöchte den Ausdruck ihrer Freude zu beschreiben? sie gränzte an Wahnsinn. Acht Monde mußten sich noch erneuern, ehe der Augenblick, welchen sie so sehnsüch-

tig erwartete, erschien, und schon war alles bereit, um das Kind zu schmücken, das auf ihrem Schooße ruhen sollte. Stolz und eifersüchtig auf den Nahmen Mutter, wollte sie alles, was ihr Sohn bedurfte, selbst bereiten, und sie verboth daher ihren Sclaven das Glück mit ihr zu theilen, für ihn zu arbeiten. Die Hoffnung, das Kind selbst ernähren zu können, verdoppelte noch ihre Freude, und die zärtliche Pompilia, berauscht von Mutterglück, kam jetzt noch öfter zu dem Tempel, um der Göttinn zu danken, als sie früher gekommen war, um sie um die Erhörung ihrer Wünsche zu bitten.«

»Endlich nahte sie sich dem so lange ersehnten neunten Monath, als jener Romulus, dessen Nahme Dir nicht unbekannt ist, die Nachricht in Sabinium ausbreiten ließ, daß er, um seine kaum vollendete Stadt Rom einzuweihen, Spiele zu Ehren des Gottes Consus wolle feyern lassen. Du weißt mein Sohn, wie hoch dieser Gott unter uns verehrt wird; Deine fromme Mutter konnte eine solche Gelegenheit, den Unsterblichen zu dienen, nicht vorüberlassen; sie verlangte hin zu den Spielen und der zugefällige Pompilius gewährte den Wunsch.«

»Die mehresten der Sabiner folgten ihm. Unsere Weiber, unsere Töchter gingen festlich geschmückt nach Rom; ach! unsere braven Bürger waren weit davon entfernt, den Fallstrick zu ahnen; sie begaben sich ohne Waffen hin. Voll Vertrauen traten sie in den Circus, wo Romulus auf erhabener, prachtvoller Tribune saß; ihre Gattinnen, ihre Töchter setzten sich an ihre Seite. Ungeduldig, die Feyer beginnen zu sehen, sahen sie sich nach dem

Opfer um.... sie waren es selbst, die dazu dienen sollten!« —

»Auf einen Wink von ihrem König zogen die Römer ihre Schwerter und verschlossen die Eingänge; erschrocken warfen sich die Sabinerinnen in die Arme ihrer Väter, Brüder und Gatten, aber die wilden Soldaten des Romulus stürzten sich in die Mitte der Arena und den Stahl in der Hand, die Blicke voll Gluth, bedrohten sie die Männer und schmeichelten den Weibern, während sie dieselben, wie verhungerte Wölfe zitternde Lämmer, forttrugen. Umsonst stießen die Unglücklichen ein lautes Geschrey aus und flehten um den Tod; umsonst stürzten sich unsere empörten Mitbürger, vergessend, daß sie waffenlos waren, auf die Räuber, faßten sie, rangen mit ihnen, entrissen ihnen die Schwerter und benetzten die Erde mit ihrem Blute. Die Römer, zahlreicher als die Unsern, ermorden die, welche Widerstand leisten, jagen die Andern in die Flucht und verbergen ihre Beute in Rom, während die Sabiner blutend und verzweifelnd, mit Wunden bedeckt und von Schmerz und Scham niedergebeugt, nach Cures zurückeilen, um die schreckliche Nachricht zu bringen und die Rache aufzurufen.«

»Beym ersten Ausbruch des Lärms hatte Pompilius seine Gattinn umfaßt und gesucht sich einen Weg durch die Räuber zu bahnen. Schon stand er an dem Ausgange des Circus, als ihn eine Cohorte der Römer erreichte, ihn festhielt und ihm Pompilia aus den Armen riß. Dein Vater stieß einen Schrey der Wuth und der Verzweiflung aus; schnell bemächtigte er sich eines Schwertes und schon

fallen die Römer um ihn her unter seinen Streichen; er läuft, er stürzt alles vor sich nieder, er befreyt Pompilia und ihr Räuber sinkt unter seiner Hand; jetzt schließt er die Geliebte auf's neue in seine blutigen Arme, tröstet sie, ermuthigt sie und, trotz den wiederhohlten Angriffen der Römer, trotz den Pfeilen, die um ihn schwirren, fliehet er mit Deiner unglücklichen Mutter aus dem Circus, drückte sie fest an seine Brust und suchte sie wieder ins Leben zu rufen, indem er sich dabey Glück wünscht, sie gerettet zu haben. So stürzt sich die Numidische Löwinn wüthend, brüllend, das Auge voll Blut und Feuer, auf den kühnen Jäger, welcher ihr die Jungen raubte und nun vergebens dadurch sich zu retten sucht, daß er seine Beute fahren läßt. Sie erreichte ihn und zerreißt seine zuckenden Glieder, aber nun macht auch ihre Wuth der Zärtlichkeit Platz; sie läuft zu ihren Jungen, liebkost sie, stößt ein Freudengeschrey aus, beleckt sie mit ihrer noch blutenden Zunge und legt sich neben ihnen nieder, um ihnen die mütterlichen Brüste zu reichen, während ihre Muskeln noch von dem Zorne zittern, den sie eben gesättigt hat.«

»So war Pompilius. Trotz seiner schweren Wunden, trotz des Blutes, das ihnen in großen Tropfen entquoll, erreichte er dennoch diesen Tempel, wo er seine geliebte Bürde auf die Stufen des Altars der Göttinn legte, und Ceres bath, diejenige zu retten und zu beschützen, die er ihrer Obhuth empfahl; nachdem er dies gesprochen, sank er aber erschöpft von Blutverlust, von Ermüdung und

Schmerzen, auf den Marmor hin und verhauchte sein Leben.«

»Ich ließ sogleich Deine Mutter aufnehmen und in mein Haus tragen, wo sie wieder zu sich kam. Ihr erstes Wort war der Nahme Pompilius; sie fragte nach ihrem Gatten, sie wollte ihn sehen, ihn aufsuchen. Vergebens suche ich sie zu beruhigen und ihr den Tod Deines Vaters zu verbergen, indem ich ihr sage, daß er von den Römern gefangen worden ist; meine Thränen, ihre Ahnung, alles verkündet ihr, daß ich sie nur zu täuschen suche. Sie stößt ein Geschrey des Schmerzes aus, sie verwirft allen Beystand, und sich aus unsern Armen reißend, will sie ihr Leben auf des Gatten entseelten Körper enden.«

»So viele Schrecken, so viele Erschütterungen beschleunigten den Augenblick Deiner Geburt; schreckliche Schmerzen überfielen die Arme; die grausamen Parzen überhäufen sie mit allen ihren Uebeln, sie unterliegt, und der Augenblick, in welchem Du das Leben empfingst, war der, in welchem Deine Mutter das ihrige endete.«

Bey diesen Worten warf sich Numa an Tullus Brust, und der Greis, welcher sein weißes Haar von den Thränen des Jünglings benetzt fühlte, hielt hier inne, um mit ihm zu weinen.

Bald nahm er aber seine Erzählung wieder auf: »Ich ließ eine Amme hohlen, um Dein schwaches Daseyn zu erhalten, denn Du schienst, in das Leben tretend, Dein Unglück nicht überleben zu wollen; Dein klägliches Geschrey, Dein schwaches Ansehen, zeigten, wie sehr Du gelitten hattest. Die Frau ei-

nes Landmannes, die gute Amyclea, kam; mehr ihre Sorgfalt noch als ihre nährende Milch, erhielten Dein Leben.«

»Jetzt beschäftigte ich mich mit der Beerdigung Deiner Aeltern; ich ließ einen Scheiterhaufen errichten, ich versammelte die Einwohner von Cures und der umliegenden Gegend; unser guter König Tatius ging in Trauer gehüllt an ihrer Spitze. Krieger, Bürger, Ackerleute, Alle beweinten Deinen würdigen Vater, Alle wünschten seinem Sohne Heil und Gedeihen. Der Körper des Pompilius ward zugleich mit dem seiner Gattinn verbrannt; ich sammelte ihre Asche in eine silberne Urne und diese Urne ward dann an der geheimsten Stelle des Tempels auf einem Grabmahle niedergesetzt...« — »Ich werde dies Grabmahl sehen, mein Vater!« rief Numa; »ich werde es sehen und es wird mir erlaubt seyn, diese theure Urne zu berühren und sie mit meinen Thränen zu benetzen.« — »Ja, mein Sohn,« erwiederte der Oberpriester, »noch heute wollen wir in die Gruft hinabsteigen.«

»Der Tod Deiner Aeltern wurde gerächt; unsere braven Sabiner, empört über den Schimpf, griffen zu den Waffen und rückten, geführt von Tatius, gegen die meineidige Stadt an. Die feigen Räuber wagten es nicht, unsern Kriegern entgegenzukommen; sie schlossen sich in ihre Mauern ein. Tatius belagerte sie; bald machte ihn ein glücklicher Zufall zum Herrn der Citadelle; jetzt both Romulus, gezwungen zu schlagen oder seine Stadt zu verlassen, eine Schlacht am Fuße jenes Capitoles an, das, wie man sagt, einst über den Erd-

kreis herrschen wird. Tatius nahm sie an und unsere Sabiner, brennend vor Verlangen sich in dem Blute der Treulosen zu baden, griffen die Römer mit aller jener Kraft an, welche die Erbitterung dem Muthe verleiht. Die Feinde wurden zersprengt, aber Romulus sammelte sie wieder, sein Muth allein widerstand noch den Sabinern; laut rief er zu Jupiter-Stator *), und dieser heilige Nahme und sein Beyspiel hemmten endlich die Flucht seiner Krieger. Von neuem gesammelt, greifen jetzt die Römer an; die Scham entflammt ihren Muth, die Speere kreuzen sich, die Schilde stoßen zusammen, das Morden und Ringen wird wilder; da kann Keiner einen Schritt mehr thun ohne über die Leichen erschlagener Feinde zu gehen.«

»Der lange ungewiß hin und her schwankende Sieg, neigte sich endlich auf die Seite des Rechts; unser tapferer König Tatius und sein unerschrockener Feldherr Metius durchbrachen noch einmahl die Reihen der Römer; das Feld ist mit Todten bedeckt, die Sabiner stehen auf dem Puncte zu siegen; einen Augenblick noch und es ist um Rom und Romulus geschehen .... da entreißt das unerwartetste aller Ereignisse unsern Händen den Lorbeer.«

*) Von dem Lateinischen Worte sto, stehen. Weil nähmlich Jupiter auf das Gebeth des Romulus sowohl die Sabiner in der Verfolgung ihres Sieges, als auch die Römer in ihrer Flucht hemmte oder wieder zum Stehen brachte, so weihte ihm der Gründer Roms späterhin einen Tempel unter dem Zunahmen: Jupiter Stator, oder Jupiter der Fluchthemmende.

»Die Sabinerinnen, dieselben Frauen, welche die Römer bey den Consualischen Spielen geraubt hatten, stürzen sich mit fliegenden Haaren, mit ausgebreiteten Armen, die Augen von Thränen gebadet, mit lautem Schmerzensruf mitten unter die Fechtenden. Die gezückten Schwerter, die bluttriefenden Spieße, das Getümmel, das Morden, nichts schreckte sie ab. »Haltet ein!« riefen sie, »haltet ein mit einem Kampfe, der gottloser ist, als der Bürgerkrieg. Für uns kämpft Ihr und jeder Eurer Streiche macht uns zu Witwen oder Waisen. Wenn Ihr uns liebt, Ihr, die Ihr uns das Leben gabt, so opfert nicht unsere Gatten hin; und Ihr, die Ihr uns eine ewige Treue schwort, schonet die Väter Eurer Gattinnen! Bedenkt Alle, daß wir in unserem Schooße die Pfänder Eurer Vereinigung tragen. Römer! Eure Frauen sind Sabinerinnen; Sabiner! Eure Enkel werden Römer seyn! Hört darum auf, Euch zu morden; Ihr seyd nicht mehr zwey Völker, Ihr, die Ihr jetzt nur noch eine Familie seyd; oder beseelt Euch ein unersättlicher Blutdurst, so beginnt wenigstens damit, die zuerst zu vernichten, die Euch auf immer vereinigen sollen; mordet Eure Töchter, Eure Weiber, und endet dann damit, Euch auf ihren zuckenden Leichnamen zu erwürgen.«

»Dieser Anblick, die Worte, die Thränen, das Geschrey der Sabinerinnen, verjagen den Zorn aus jeder Brust. Betroffen halten die Kämpfer inne und sehen sich erstaunt darüber an, daß sie sich nicht mehr hassen. Das gezuckte Schwert, der drohend erhobene Speer, sinken nieder und die Sehne des

Bogens spannt sich ab, ohne den Pfeil fortzusenden.«

»Die Sabinerinnen ergreifen jetzt diese Waffen und nehmen sie ohne Anstrengung aus den Händen ihrer Väter und Gatten, die sie mit Thränen und Küssen bedecken; mit ihren Zähren waschen sie das Blut von den besudelten Händen ab und es gelingt ihnen, diese Hände in einander zu legen; jetzt hält jede Sabinerinn einen Römer und einen Sabiner in ihrem Arm, und so, sich einander nähernd, zwingt sie die Feinde sich zu umarmen.«

»Von diesem Augenblick hört Krieg und Rache auf. Die Könige sprechen mit einander; sie kommen überein, daß die beyden vereinigten Völker von nun an nur noch ein einziges bilden sollen; daß Tatius und Romulus auf einem Throne sitzend, die höchste Macht mit einander theilen. Man beschwört den Frieden, man bringt dem Jupiter, der Sonne und der Erde Opfer dar; durcheinander gemischt, lassen sich die beyden Armeen durch die Sabinerinnen führen; so betritt man Rom unter lautem Freudenruf und Alle sind stolzer darauf, durch Zärtlichkeit überwunden worden zu seyn, als hätten sie durch Haß gesiegt.«

»Du wuchsest unterdessen unter meinen Augen empor und galtest allgemein für meinen Sohn, ich aber unterhielt eine Täuschung, die sowohl mit meinen Gefühlen, als mit den Wünschen Deiner Mutter übereinstimmte. Von Deinem vierten Jahre an, folgtest Du mir, gekleidet in das Gewand der Geweihten, in den Tempel; Deine schwachen Hände trugen das goldene Gefäß, worin man den Weih-

rauch legt. Deine Sanftmuth, Deine kindliche Anmuth entzücken unsere Priester; Alle neideten mir das Glück, Dir das Leben gegeben zu haben. O, wie sehr wünschte ich mir selbst dieses Glück! Seit fünfzehn Jahren, Numa, lebe ich einzig, um Dich zu lieben, und wie hoch ich auch die Tugend ehre, so ist der Eifer, welcher mich in ihrer Ausübung beseelt, nur eine Frucht der Hoffnung, daß Dich, mein theurer Sohn, die Götter einst dafür belohnen werden.«

»Ich erntete bald die Früchte meiner Sorgen, welche ich für Dich hegte. Von Deiner frühesten Jugend an, entwickelten sich bereits Deine Eigenschaften. Nie hatte ich nöthig, Dir erst die Gefühle für das Rechte einzuflößen, sie waren in Deinem Herzen geboren; eh' ich Dich noch unterrichtete, kanntest Du schon die ewigen Grundsätze der Moral, und Dein inneres, gutes Gefühl lehrte Dich, was mich erst lange Erfahrung erkennen ließ. Wenn ich, um Dich zu prüfen, Dir eine Frage in dieser Hinsicht vorlegte, die ich für schwer hielt, so fand ich immer, daß Deine Antwort klarer und bestimmter war, als die, welche ich erwartete, und oft, nachdem ich Dir eine lange moralische Auseinandersetzung gemacht hatte, klärten mich zuletzt Deine kurzen, treffenden Bemerkungen auf, so daß nicht selten am Schlusse des Unterrichts, Dein Lehrer belehrt von Dir ging. Bald kanntest Du die ganze Wissenschaft unserer Etruskischen Weltweisen und sprachst zu mir: O mein Vater! wie wenig ist dies Alles, und wie viele Zweifel läßt dies Wenige noch übrig! Die Tugend allein ist gewiß, und ihre Leh-

ren sind in uns, in unseren Herzen; fragen wir hier nach, bey jeder Handlung unseres Lebens, folgen wir stets dem, was diese Stimme uns sagt, dann werden wir uns gewiß nie irren.«

»Mit Entzücken umarmte ich Dich und wagte es nicht, Dich zu loben, denn ich fürchtete nur, dadurch Dir den Fehler mitzutheilen, welcher alle gute Eigenschaften verunziert, welcher damit anfängt, ihren Glanz zu verdunkeln und fast stets damit endet, sie zu vernichten: die Eitelkeit. O, mein Sohn! bewahre Dich vor ihr durch Dein ganzes Leben; denke stets daran, daß sie es ist, die alles Gute entstellt, weil sie ihm die Liebenswürdigkeit raubt.«

»Mit Freude sah ich indeß wie Du dieser Gefahr entgingst; mit jedem Tage wurdest Du besser und mit jedem bescheidener. Eingewiegt durch die öffentliche Stimme, mehr noch durch die meines Herzens, hielt ich mich jetzt wirklich für Deinen Vater und faßte den Plan, zu Deinen Gunsten das oberpriesterliche Amt niederzulegen und es Dir zu übergeben. Alle unsere Priester und unsere Bürger billigten diesen Entschluß; ach! seit drey Tagen, mein Sohn, hat mir eine Offenbarung von Oben diese Hoffnung geraubt. Ceres, Ceres selbst erschien mir alle Nächte daher und befahl mir mit strengem Tone, Dich nach Rom zu senden und Deine eigentliche Abstammung zu verkünden. Vergebens wagte ich es kniend der Göttinn meine Befürchtungen und die Gelübde Deiner Mutter vorzustellen. Diese Gelübde, erwiederte mir Jupiters Tochter, habe ich nicht angenommen; Numa wird nicht mein Prie-

ster seyn: ihn ruft sein Schicksal zu höheren Dingen. Numa wird mir besser auf dem Throne, als im Schatten meiner Altäre dienen; er gehe nach Rom und Deine Zärtlichkeit widersetze sich nicht länger den Befehlen des Himmels.«

»Dies ist, mein Sohn, die Ursache des Schmerzes, welchen Du an mir während dem Opfer bemerktest. Wir müssen uns dem Gebothe unterwerfen; wir müssen uns trennen, Numa. Ceres befiehlt, und wir gehorchen.«

Ohne etwas zu erwiedern, betrachtete Numa mit feuchten Augen seinen Erzieher, hob dann die Blicke gen Himmel und schien zwischen seinem Vater und den Göttern zu schwanken; aber der Greis belebte seinen Muth und Numa entschloß sich zu reisen. Sanft ergriff er Tullus Hand, drückte sie an seine Brust und sprach: »Mein Vater! Ihr habt mir versprochen, mich zu Pompilius Grabe zu führen, mich die Urne küssen zu lassen, welche die heilige Asche meiner Mutter umschließt.« — »Folge mir,« erwiederte der Oberpriester, »ich führe Dich hin.«

Sie gingen zu dem Tempel. Hinter dem Altare der Göttinn war eine eherne Thüre, zu welcher Tullus den Schlüssel hatte; er öffnete und stieg einige Stufen hinab; Numa folgte ihm seufzend. Sie kamen in ein unterirdisches Gewölbe, das durch eine einzige Lampe erleuchtet war. Hier sah man auf einem Grabmahle von schwarzem Marmor von einfacher Bauart und ohne Inschrift, eine silberne, mit einem Trauerschleyer bedeckte Urne. An der Seite derselben lag eine Schrift, ein Schwert und

eine blonde Haarlocke. Numa hatte sich auf die Knie niedergelassen als er in das Gewölbe trat; leise erhob jetzt Tullus die Urne und reichte sie dem Jüngling hin. »Mein Sohn,« sprach er mit gedämpfter Stimme, »umfasse die geheiligten Ueberreste; berühre diese Urne, welche die Asche der besten der Mütter, des zärtlichsten der Gatten umschließt. Sie blicken in diesem Augenblick auf Dich herab; aus Elysiums Gefilden sehen sie auf Dich, und glücklicher als alle Glückseligkeit, welche sie umgibt, macht sie das Schauspiel der kindlichen Liebe.«

Numa schlang seine Arme um die Urne, und benetzte sie mit seinen Thränen; er drückte das kalte Erz an sein Herz und es war ihm, als belebe sich der todte Staub. Wie schwer wurde es ihm, die heiligen Ueberreste dem Oberpriester wieder zu geben! wie folgten seine Blicke der Urne, als dieser sie wieder an ihren Ort stellte! —

Tullus deckte den Schleyer von neuem darüber, dann nahm er das Schwert, die Schrift und die Locke und sprach: »Nimm, Numa, den Stahl, welcher Deine Mutter und das Vaterland vertheidigte und der nie für eine ungerechte Sache gezogen wurde. Ich übergebe ihn Deinen Händen, mein Sohn; gebrauche ihn, wie ihn Dein Vater gebrauchte, und möge die mächtige Ceres, der ich ihn geweiht hatte, unter diesem Schwerte alle die fallen lassen, welche Deine Tage einst bedrohen! . . . Diese Schrift wurde von Deiner Mutter im Augenblick ihres Verscheidens geschrieben; sie ist an den König Tatius gerichtet und wird Dir nöthig seyn, um Dir den Dir zukommenden Rang an sei-

nem Hofe zu sichern. Diese blonde Locke... habe ich noch nöthig Dir zu sagen, daß sie von Deiner Mutter ist? Sie weihte sie der Ceres an dem Tage, wo sie Dich erhielt. Trage sie stets bey Dir, Numa; einem fühlenden Herzen ist eine solche Gabe der Liebe und der Frömmigkeit werth.«

Nach diesen Worten verließen sie das Gewölbe. Numa kehrte in das Haus des Oberpriesters zurück, wo er alles zu seiner Abreise bereitete. Er legte das weiße leinene, priesterliche Gewand ab, zog die Toga an, und schien nun noch schöner zu seyn, als vorher. Der Oberpriester betrachtete ihn mit einem Seufzer. Dies neue Kleid erinnerte ihn an die Gefahren, denen der Jüngling entgegenging, doch suchte er diesen Gedanken schnell zu entfernen, und beschäftigte sich dagegen mit der Sorge, daß es dem geliebten Sohne an nichts fehle. Seine Zärtlichkeit denkt an Bedürfnisse, die der Jüngling nicht kennt; er beraubt sich selbst, um ihn zu bereichern, und in der Furcht, Numa möge sich weigern, es anzunehmen, verbirgt er zwischen dessen Kleider das wenige Gold, welches er erspart hat. »Getrennt von ihm,« spricht er zu sich selbst, »habe ich nichts mehr nöthig; getrennt von mir, bedarf er so viel.«

Indeß naht der schmerzliche Augenblick; der Wagen, welcher Numa fortbringen soll, ist bereit. Tullus steigt mit seinem Sohne auf; er will ihn bis zu dem Ausgange des heiligen Waldes begleiten, und auf diesem Wege ist es, daß er ihm voll Zärtlichkeit, seine letzten Rathschläge ertheilt. »Vergib mir, mein Sohn,« spricht er, »vergib mir,

daß ich zittere, indem ich Dich so jung unsere stillen Fluren und das Asyl, wo Deine Unschuld nie Gefahr lief, verlassen sehe, um eine Stadt zu bewohnen, die selbst für den weisesten Mann nicht gefahrlos ist. Du wirst da ohne Erfahrung, ohne Führer, ohne Rathgeber, ohne Freund seyn, denn in Deinem Alter hat man noch keinen Freund, obschon man welche zu haben glaubt, und dies erhöht noch die Gefahr. Du wirst da mitten unter zwey Völkern leben, die zwar durch die Politik vereinigt, aber durch ihren Charakter getrennt sind, und die sich noch immer wie zwey sehr verschiedene Nationen betrachten. Die Zwietracht ist nicht ganz zwischen den Römern und Sabinern erloschen; sie ist es noch viel weniger zwischen ihren Königen, die noch verschiedener von einander sind, als ihre Völker. Tatius, der beste der Fürsten, Dein Verwandter, Dein König, Tatius, der unser Abgott war, so lange er uns regierte, ist gut, gefühlvoll und ein Freund des Friedens; ihn zieren mehr nützliche als glänzende Eigenschaften; sein Leben besteht im Rechthandeln und Wohlthun; Romulus dagegen, der, um Unterthanen zu bekommen, den Räubern eine Zufluchtsstätte öffnete, Romulus hat die wilden Sitten des Volkes an sich behalten, das er ursprünglich befehligte. Von leidenschaftlicher Liebe zum Kriege und von Ehrgeiz verzehrt, beseelt von Durst nach Eroberungen, sucht er in immerwährenden Kämpfen die benachbarten Nationen zu unterwerfen; er liebt und ehrt nichts, als seine Soldaten; er versteht nichts, als zu siegen; er kennt keine andere Größe, als diese.«

»Ach! leider, wird in Folge eines unglücklichen Wahnes, ein Eroberer mehr bewundert, als ein guter Fürst; die wahre Tugend blendet weniger, als der falsche Ruhm. Du wirst beyde nicht mit einander verwechseln, Numa; Du wirst einsehen, wie viel höher Tatius, als sein Gefährte steht. Du wirst den gerechtesten der Könige, den Verwandten, den Freund Deines Vaters, den Rächer Pompiliens nicht verlassen, um Dich auf die Seite eines wilden Eroberers zu stellen, dessen Hand noch von dem Blute seines Bruders raucht, und dessen Verrätherey den Untergang Deines Vaterlandes und das Ende derer herbeyführte, denen Du Dein Leben verdankst.«

»Aber selbst Tatius Hof ist ein gefährlicher Aufenthalt für Dich. Du wirst in Rom seyn, dessen kriegerische Bewohner der Jugend alles verzeihen, nur nicht den Mangel an Muth, und der Muth im Gefechte ist nichts als Wildheit, wenn er nicht mit anderen Tugenden noch vereinigt ist. Ich zweifle nicht daran, daß Du tapfer seyn wirst; könnte es dem Sohne des Pompilius an dieser Eigenschaft fehlen? aber Deine Sitten, diese reinen Sitten, die Dir den Schutz der Göttinn erwarben, Numa, wirst Du Dir sie dort erhalten können? Glaube mir, ich habe keinen Vortheil darunter, Dir die Vergnügungen zu verbiethen, ich will nicht die strenge Sprache des Alters mit Dir reden, und Dir das Vergnügen mit falschen und schrecklichen Farben mahlen; nein, mein Sohn! auch die sinnlichen Genüsse haben ihre Reize, und unaufhörlich zieht uns die Natur zu ihnen hin, aber unaufhör-

lich müssen wir auch kämpfen, um diesem Hange zu widerstehen, und je gefühlvoller unser Herz ist, ach! je schwächer ist es auch. Glaube mir, Du wirst ihm nicht so bald nachgegeben haben, als auch schon die Reue Deine Seele erfassen wird; Du wirst dann jenen sanften Frieden, jene Selbstachtung verlieren, welche das schönste Gut des Lebens ist; Dein gebeugter Geist wird dann nicht mehr die sonstige Kraft haben, nicht mehr die sonstige Liebe zum Guten; Du wirst dann die schwerste der Strafen erdulden, die, den Werth der Tugend zu kennen und sich selbst sagen zu müssen: Du konntest sie verlassen! — Ich habe nie den Hof gesehen; ich kann Dir daher keinen Rath über die Art, sich dort zu benehmen, geben, aber ich kenne die Pflichten eines Menschen, und weiß, daß man in allen Verhältnissen ein guter Mensch seyn muß. Erweise den erhabenen Stellen die Achtung, die man übereingekommen ist, ihnen zu zollen; erweise aber auch der Tugend, wo Du sie findest, die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. Fliehe die Bösen, ohne Dir das Ansehen zu geben, als fürchtetest Du sie; sey zurückhaltend selbst gegen die Guten. Entwürdige nie die Freundschaft, indem Du den Nahmen Freund verschleuderst; wiege stets jedes Deiner Worte ab, und überlege immer erst, ehe Du handelst; sey immer auf Deiner Huth gegen die ersten Aufwallungen Deines Herzens, ausgenommen, wenn es Dich auffordert, einem Unglücklichen beyzustehen. Achte das Alter und die Frauen, bemitleide die Schwäche, und sey fort und fort die Stütze der Bedrängten.«

»Wenn die Götter, wie ich hoffe, Dich beglücken, so unterrichte mich davon; diese Nachrichten werden mein Leben verlängern. Will Dich der Himmel aber durch Unglück prüfen, so kehre zu mir zurück.«

Unter diesem Gespräche waren sie an den Ausgang des heiligen Haines gekommen; hier wollte Tullus von Numa scheiden. Der Wagen hielt still; des Jünglings Augen füllten sich mit Thränen. »Muth!« sprach der Greis; »Muth! Numa, wir werden uns wiedersehen, wir werden uns bald wiedersehen; der Weg nach Rom ist nicht weit, Du wirst zu dem Tempel kommen, ich selbst. . . .« — »O, mein Vater!« rief Numa schluchzend, »gewiß werde ich Euch wiedersehen; aber ich lebe doch nicht mehr mit Euch, ich sehe Euch doch nicht mehr jeden Augenblick! Der Tag wird anbrechen, und ich werde meinen Vater nicht hören; der Abend wird kommen, und ich werde meinen Vater nicht gesehen haben! Wie glücklich war ich bey Euch! Ich habe es nicht genug gefühlt, ich habe den Göttern nicht genug dafür gedankt! jetzt, jetzt . . .« —

»Ruhig, mein Sohn,« unterbrach ihn Tullus hier mit einem Tone, den er streng zu machen suchte; »gehorchen wir Ceres und murren wir nicht gegen ihre Befehle. Und wie! Ich bin der Aelteste, ich bin der Schwächste, und ich soll Dir Muth einsprechen? Glaubst Du, daß ich weniger leide, als Du? Denkst Du, daß mein zerrissenes Herz. . . . ?«

Bey diesen Worten erlosch seine Stimme, die Kraft verließ ihn und er sank in Numa's Arme. Aber, seinen Muth zusammenraffend, fuhr er fort:

»Lebe wohl, mein Sohn; Du wirst in kurzer Zeit zu mir zurückkehren, oder ich komme zu Dir nach Rom. Lebe wohl und vergiß Tullus nicht!« — Mit diesen Worten entfernte er sich, und eilte mit schnellen Schritten in das Gehölz zurück.

Traurig, mit ausgestreckten Armen, blieb Numa stehen, und rief ihm ein wiederhohltes Lebewohl! nach, indem er ihn so lange wie möglich mit den Augen verfolgte; dann ließ er den Rossen den Zügel hängen, und setzte den Weg nach Rom fort.

Zweytes Buch.

Mit Wehmuth nur entfernte sich Numa von dem Orte, welcher ihn hatte werden sehen; tausend schmerzliche Betrachtungen erfüllten ihn. »Ich verlasse meinen Vater,« sprach er zu sich, »in einem Alter, wo er meiner zärtlichen Sorge doppelt bedarf; ich entsage Pflichten und Vergnügungen, die meinem Herzen gleich theuer waren; ich verlasse die Gefährten, die Freude meiner Kindheit, um in einem Lande zu leben, wo Niemand mich lieben wird! — Ach! ich fühle es, daß ich da nicht werde leben können; ich werde da vergehen, wie der junge Baum, den man aus der mütterlichen Erde riß; Thau und Sonne helfen ihm nichts, seine welkenden Blätter fallen ab, seine Wurzeln ziehen keine Nahrung mehr; er stirbt, indem er die Erde verläßt, die er liebt.«

Niedergebeugt von diesen Gedanken, hatte der junge Reisende wohl zwey Meilen zurückgelegt, als er in ein Gehölz kam, dessen erfrischende Kuhle ihn zur Ruhe einladete. Angezogen von dem Murmeln eines Baches, der sich durch grüne Schatten wand, hielt er seine Rosse an, übergab sie der Sorge zweyer

Sclaven, und wandelte bis zu dem Ursprunge des Baches hinauf, wo er eine dem Pan geweihte Quelle fand. Er beugte vor der Bildsäule des Gottes seine Knie, und bath um die Erlaubniß, sich in den ihm geheiligten Fluthen erquicken zu dürfen; dann ließ er sich, nachdem er seinen Durst gestillt, auf den Rasen nieder, und schlief am Rande des Baches ein.

Während seinem Schlummer hatte er einen deutungsvollen Traum. Er glaubte einen mit Drachen bespannten Wagen zu sehen, der sich von der Höhe der Wolken zu ihm herabließ; Ceres mit ihrer Aehrenkrone, eine Garbe und eine Sichel in der Hand saß in dem Wagen. Sanft neigte sich die Göttinn über Numa weg, und sah ihn mit liebevollen Blicken an.

»Sohn der Pompilia,« sprach sie; »ich liebte Deine Mutter und wache über Dich. Was Du auch je wünschen mögest, ich will es Dir gewähren; rede, eröffne was Dein Herz am mehrsten begehrt, es soll im Augenblicke Dir werden.« — »O!« rief Numa ohne Zaudern, »so mag sich Tullus verjüngen; ein neues Leben durchströme seine Adern, und niemahls . . . .« — »Deine Bitte,« unterbrach ihn die Göttinn, »ist über meine Kräfte. Jupiter, selbst Jupiter vermag um keinen Augenblick das Daseyn eines einfachen Sterblichen zu verlängern. Die mitleidslosen Parzen sind ihm nicht unterthan; sie haben Perseus und Herkules, der geliebtesten Kinder des Königs der Götter, Lebensfaden zerschnitten, als das Schicksal, stärker als mein Vater, wollte, daß sie aufhören sollten zu athmen. Bitte um etwas

für Dich; indem Du um Dein Glück flehst, bittest Du auch um das von Tullus.«

»Wohlan, wohlthätige Göttinn! so mache mich seiner würdig; laß die Saat seiner Lehren in meinem Herzen aufgehen; gib mir Weisheit; Tullus sagt, sie ist das Glück.«

»Ich habe diese Bitte vorausgesehen,« erwiederte Ceres, »und deswegen meine Schwester Minerva gebethen, Dich mit ihren Gaben zu überschütten. Hoffe jedoch nicht, ihr Liebling zu werden, wie es der Sohn des Ulysses war. Nein, mein theurer Numa! kein Sterblicher darf sich schmeicheln, dem göttlichen Telemach je zu gleichen. Er war das Meisterstück Minerva's, und sie selbst wird nicht wagen, ihr Werk zu wiederhohlen. Aber glücklich noch der, der ihm nur von ferne gleicht! glücklich der junge Held, auf welchen die Göttinn einen ihrer Blicke fallen läßt, und der, obschon so weit entfernt von seinem Vorbilde, den zweyten Rang einnimmt.«

Bey diesen Worten glaubte sich Numa in den Tempel der Minerva versetzt. Er will hier bis zu der Göttinn vordringen, aber eine goldene Wolke verschließt ihm den Eingang in das Heiligthum, und entzieht ihm den Anblick der Gottheit. Umsonst strengt er sich an, die Wolke zu durchdringen, umsonst ruft er Ceres zu seinem Beystand auf; Ceres verwirft sein Flehen, und gibt ihm ein Zeichen zu hören. Jetzt tönt Minerva's Stimme aus der Wolke; Numa sinkt auf seine Knie, das Gesicht gegen die Erde gewendet; er glaubt die ewige Weisheit zu vernehmen, wie sie ihn über alle seine Pflichten

unterrichtet; er fühlt sich zugleich von einer heiligen Ehrfurcht und einer sanften Ueberzeugung durchdrungen; aber als er jetzt die Augen erhebt, um der Göttinn zu danken, da sind Tempel und Wolke verschwunden, und Numa sieht sich inmitten eines Haines, wo unter dichten Laubgewinden eine junge weißgekleidete Nymphe auf dem Rasen sitzt, und aufmerksam liest. Friede und Sanftmuth waren über ihre Züge verbreitet; Bescheidenheit, Anmuth und Würde umschwebten sie; so mahlt man Asträa, wenn sie über das Glück der Menschen nachsinnt. Von einem unwiderstehlichen Zauber hingezogen, fragt Numa Ceres: wer diese schöne Erscheinung ist? und Ceres nennt ihm den Nahmen Egeria, indem alles vor seinen Blicken verschwindet.

Das Erstaunen, die Bewegung, welche er empfand, weckten ihn anf; noch erschüttert von dem geheimnißvollen Traume, hatte er Mühe, seine Sinne zu sammeln; er blickte um sich; da ist nichts mehr, als die Quelle des Pan, die Bäume, der Rasen, der Bach, an welchem er einschlummerte; aber da er keinen Augenblick daran zweifelt, daß ihm Jupiter selbst den Traum gesendet hat, so richtet er sein Gebeth zu dem Herrn der Donner, verspricht Minerva und Ceres sein Opfer, und verläßt den Ort, um seinen Wagen wieder zu besteigen.

Auf seinem Wege durchzog er das Land der Fidenater *), und kam bald auf das Gebieth von Rom.

*) Eine Völkerschaft im alten Latium, welche mit den Römern viele Kriege führte, und lange nicht ganz von ihnen unterjocht werden konnte.

Er unterschied es leicht von dem ihrer Nachbarn; die Felder waren öde, und die unbebaute Erde brachte nur Unkraut hervor; kaum fanden die schwachen, zerstreuten Herden ihre dürftige Nahrung. Da sah man keine Schnitter, welche die Geschenke der Ceres einsammelten, keine Aehrenleser, welche singend den Arbeitern nachzogen, keine Hirten, die, während ihre Schafe vom treuen Hunde bewacht, friedlich an den Abhängen weiden, mit ihren Flöten das Lob der Schönheit ihrer Geliebten, oder das Glück des Landlebens feyern. Alles war hier traurig, düster und schweigend; in den menschenarmen Dörfern sah man nur Weiber und Greise. Hier beweinte eine Gattinn den Tod ihres Mannes; dort eine Schwester ihren in der Schlacht gefallenen Bruder; weiterhin wankt ein von den Jahren gebeugter Greis allein und ohne Trost dem Grabe zu; er hat keine Kinder mehr; sein letzter Sohn mußte zu Romulus Heer. — Verzweifelnd rauft der Greis sein weißes Haar, und verflucht unter lautem Klagen die Fahnen seines Königs. Eine Mutter flieht mit ihrem einzigen, ihr noch gebliebenen Sohne; sie weiß im Voraus, daß man ihn ihr entreißen wird, und verläßt lieber das Vaterland, den heimathlichen Herd, das Feld, welches sie nährte, um ihr Brot in einem fremden Lande zu erbetteln, wo man ihr wenigstens ihren Sohn lassen wird. Ueberall herrscht Trauer, überall zeigen Armuth und Verwüstung ihr düsteres Bild, und die Unterthanen des Romulus kennen nicht mehr weder Ruhe noch Glück, seit ihr Gebiether den Ruhm kennt.

»Unsterbliche Götter!« rief Numa, »ist das das stolze, von seinen Nachbarn beneidete Volk, das durch seine Siege schon so berühmt und so furchtbar geworden ist? Es ist unglücklicher, ärmer, hundertmahl beklagenswerther, als die, welche es überwand! Das ist also die Frucht des Ruhmes! oder vielmehr, es ist die ewige Gerechtigkeit, denn die Götter wollten, daß die Eroberer selbst unter den Uebeln seufzen sollen, die sie hervorrufen, und daß sie mit ihrem eigenen Unglück das Unglück bezahlen, welches sie über ihre Nachbarn verhängen.«

Numa verglich nun im Stillen das Glück und den Ueberfluß, welchen die friedlichen Sabiner genossen, und die Fröhlichkeit, die auf ihren Fluren herrschte, mit dem traurigen Bilde, das hier seine Augen sahen; er erinnerte sich alles dessen, was ihm Tullus über den Krieg gesagt hatte; er flehte die Unsterblichen an, nur friedliche Könige auf Erden zu senden .... da zeigte sich plötzlich Rom seinen erstaunten Blicken. Dieser palatinische Hügel, der alte Aufenthalt der Hirten und der Herden, ist jetzt mit Mauern umgeben, die mit drohenden Thürmen besetzt sind; breite und tiefe Graben, und unersteigliche Wälle verbiethen die Annäherung; und dieses berühmte Capitol, das sich herrschend über der Stadt erhebt, und auf dessen höchster Spitze der Tempel des Jupiters thront! Alles überrascht Numa. Er sieht, bewundert, und nähert sich.

Die Thore sind von einem Haufen junger Krieger besetzt, die, mit glänzenden Waffen bedeckt, auf

ihre Speere gelehnt, stolz den Blick erheben, und von deren Häuptern die Federn herabwehen, welche ihre Helme umwallen. Es scheint, als ahneten sie schon, daß sie bestimmt sind, die Welt zu unterwerfen, und ihr kriegerischer Blick flößt denen selbst ein Schrecken ein, die sie nicht bedrohen. Numa tritt in die Stadt; überall sieht er auch hier nur das Bild des Krieges, überall hört er nur das Geräusch der Waffen. Hier zieht eine Wache auf; dort übt man junge Krieger in den Waffen; weiterhin gewöhnt man die Rosse an den Schall der Trompete. Die Metalle glühen in den Schmelzöfen, auf den Ambosen tönen Schilde und Harnische; das Erz seufzt unter den Schlägen des Hammers; es scheint, die Gluthen des Aetna wären in Rom angezündet worden, und die Cyclopen arbeiteten hier, um Ketten für den Erdball zu schmieden.

Wenig gewöhnt an einen solchen Lärm, fühlt sich Numa von einem geheimen Schrecken überrascht; es verlangt ihn Tatius zu sehen; er fragt nach dessen Pallast. Man weist ihm denselben; er war in dem wenig geräuschvollsten Quartiere der Stadt. Der gute Tatius war nicht von Soldaten umgeben; er wollte geliebt, und nicht bewacht seyn, und sein Pallast stand zu jeder Stunde offen; auch sah man an dessen Thüren mehr Arme, als Hofleute.

Der Jüngling wird bey dem guten König vorgelassen; er nennt den Nahmen Tullus, und übergibt die Schrift von der unglücklichen Pompilia. Kaum hat Tatius die Zeilen durchlaufen, als er ein Freudengeschrey ausstößt, und sich an den Hals des

jungen Mannes wirft. »O, Tag des Glücks für mich!« ruft er aus; »wie viel verdanke ich dem Oberpriester, der mir den Sohn meines theuersten Freundes wiederschenkt! Ja, ich erkenne in Dir die Züge des braven Pompilius wieder; das sind seine Augen, sein sanfter, beredter Blick. Du wirst mich lieben, wie er mich liebte; ich hoffe es, ich bin es überzeugt. Mein Alter wird durch Deinen Anblick erfreut werden; o! ich klagte die Götter an, mir keinen Sohn gegeben zu haben, und die Götter senden mir einen!«

Indem er diese Worte sprach, umarmte er Numa von neuem, und ließ seine Tochter Tatia herbeyrufen. Tatia war weniger ausgezeichnet durch Schönheit, als durch Bescheidenheit, Sanftmuth und Zärtlichkeit gegen ihren Vater. Sie kam; Tatius stellte sie Numa vor. »Sieh hier,« sprach er zu ihr, »Deinen Bruder; sieh den, den Du als die Stütze meines Alters lieben sollst. Er ist der Sohn des Pompilius, von dem ich Dir so oft erzählte. O! ihr Tage meines Glücks, wie seyd ihr doch so schnell entflohen! Dein Anblick, Numa, ruft mir jene Zeiten zurück, wo ich ruhig in Sabinien, der geliebte König eines glücklichen Volks, ein glücklicher Vater, Gatte und Freund, mein Leben in Gesellschaft von Tatias Mutter und Pompilius und dem weisen Oberpriester hinbrachte. Meine Familie, ich nenne meine Unterthanen so, war nicht so zahlreich, als daß ich nicht über jedes einzelne meiner Kinder hätte wachen können. Ich kannte sie alle, ich besuchte sie öfters, und wenn ich mit Pompilius meinen kleinen Staat durchgangen hatte, dann

dankte ich dem Jupiter, mein Königreich so eng begränzt, und mir nicht mehr Unterthanen gegeben zu haben, als ich glücklich zu machen vermochte. Dagegen jetzt, wie ist alles so verändert! Entfernt von meinem Vaterlande, gefesselt auf einen mir fremden Thron, seufze ich alle Tage .... Aber ich habe Dich jetzt, und darf mich nicht mehr beklagen. Du wirst bey mir bleiben, Numa, Du wirst mir Alles ersetzen, was ich verlor, und vielleicht sichert einst das süßeste Band, indem es Dir meine Krone gewährt, mein Glück auf immer. Die Zeit wird sich finden, wo ich Dir meine Plane mittheilen kann, den jetzigen Augenblick will ich bloß dazu anwenden, mich Deiner Gegenwart zu freuen.«

So sprach der gute König, und seine Freude erhöhte noch das Vergnügen, welches er empfand, im Gespräche seine edle und gefühlvolle Seele zeigen zu können.

Seine Tochter hatte seine letzten Worte verstanden, und die Augen niedergeschlagen, um sie sogleich wieder auf Numa zu richten. Ueberrascht von seiner Schönheit, betrachtete sie mit steigendem Wohlgefallen die Sanftmuth, welche über dessen Züge verbreitet war; seine jugendliche Schüchternheit, sein gefälliges Wesen, und jene rührende Anmuth, die immer die Begleiterinn der Bescheidenheit ist. Es war das erste Mahl, daß Tatia einen jungen Mann so betrachtete; sie gewahrte es selbst, erröthete, und richtete jetzt ihre Augen auf ihren Vater.

Ganz beschäftigt mit dem guten Könige, küßte Numa dessen Hand, und versprach ihm einen blin-

den Gehorsam. »Sprich mir nicht davon,« erwiederte Tatius; »ich bin König, so lange ich lebe, aber nie machte es mir Vergnügen, zu befehlen. Ich habe früh einsehen lernen, daß man dem Glücke entsagen muß, geliebt zu werden, wenn man gefürchtet seyn will, und ich habe daher es vorgezogen, Freunde, statt Sclaven zu haben. Romulus hat mich hierin unterstützt; wir haben die höchste Gewalt getheilt; er führt den Befehl über das Heer, schreibt die Auflagen aus, und hat die Bestrafung der Verbrechen über sich; ich bin der Glücklichere; mein Amt besteht darin, das Recht zu verwalten, die Auflagen zu verringern, die guten Handlungen zu belohnen, kurz, alles das zu thun, wodurch Könige sich den Unsterblichen nähern können. Oft fürchte ich, daß mein Gefährte die Ungleichheit dieser Theilung einsehen wird, und daß er zu der Erkenntniß kömmt, daß mir alles Gute, ihm alles Ueble zugefallen ist. Dank den Göttern! bis jetzt ist dies noch nicht geschehen, und Romulus fühlt sich in seiner Verblendung so zufrieden mit seinem Loose, als ich mich nur mit dem meinen fühlen kann.«

»Ich werde Dich diesem Fürsten vorstellen, sobald er von einem Zuge, den er gegen die Antemnater *) unternommen hat, zurückkehrt. Er wird sie besiegen, ich zweifle nicht daran, denn nie vereinte ein Krieger so den Muth des Soldaten mit dem Talente des Heerführers, wie Romulus. Sein majestätischer Wuchs, sein kühner und drohender

*) Die Bewohner einer zu Sabinien gehörigen, einst ohnweit Rom gelegenen Stadt.

Blick, seine fast übermenschliche Stärke, sind nichts gegen seine Thätigkeit. Bey einem Marsch, bey einer Belagerung, bey einer Schlacht ist er überall gegenwärtig, er sieht alles, er ordnet alles, er befiehlt, greift an, und vertheidigt sich zu gleicher Zeit; sein Kopf und sein Arm sind keinen Augenblick unthätig; was der Erstere befiehlt, führt der Letztere sogleich aus.«

»Seine einzige Tochter, Hersilia, begleitet ihren Vater stets auf seinen Zügen. Nie glich eine Schönheit der von ihr; alle Könige Latiums sind in Liebe für sie entbrannt, und haben ihr ihre Diademe zu Füßen gelegt, aber die stolze Fürstinn verschmähte sie. Von ihrer Kindheit an, an das Geräusch der Waffen gewöhnt, Romulus würdige Tochter, hat sie sich dem Dienste der Pallas geweiht. Den Helm auf dem Haupte, den Speer in der Hand, folgt sie ihrem Vater in die Schlacht, und geschickt vermag ihre kleine Hand die Zügel des wilden Rosses zu leiten, das darüber erstaunt zu seyn scheint, einem Gebiether zu gehorchen, dessen Gewicht ihm so leicht dünkt. Waffenlos ist sie aber furchtbarer noch, als bewaffnet; dieselben Hände, welche Schwert und Speer so geschickt zu führen wissen, verstehen auch die Lyra zu halten, und die melodischen Klänge des Instrumentes mit den sauften Tönen ihrer Stimme vermischend, besingt sie die Heldenthaten ihres Vaters, nachdem sie vorher seine Gefahren mit ihm theilte.«

»So ist Romulus und seine Tochter. Ich habe Dir ihre glänzenden Eigenschaften nicht verhehlt.... warum kann ich nicht noch ein langes Lob ihrer Tu-

genden daran knüpfen! Doch, die Eroberer verachten die stillen Tugenden des Lebens, und Romulus weiß nur Tapferkeit zu schätzen. Seine Tochter, erzogen von ihm im Lärme der Feldlager, seine Tochter hat sich nicht ganz gegen alle Rauhigkeit schützen können. Sie hat Junos Stolz, wie sie Junos Schönheit hat, und indem sie sich den Muth und die Stärke unseres Geschlechtes zu eigen machte, scheint sie von der Sanftmuth und Milde verloren zu haben, welche sonst das Eigenthum ihres Geschlechtes sind.«

»Jetzt, da Du Romulus und Hersilia kennst, steht es nun bey Dir, Dich zu Ihnen oder zu uns, zu ihrem Lager oder zu meinem Pallaste zu halten. Ich will Dein Freund, Dein Vater seyn, wenn Du mir diesen süßen Nahmen zu führen erlaubst; doch sollst Du dabey immer Deine Unabhängigkeit haben; liebe mich und sey glücklich; das ist das Einzige, was Tatius wünscht.«

Numa wiederhohlte dem guten Könige die Versicherungen seiner Anhänglichkeit. Seine Wahl war getroffen, sein Entschluß unwiderruflich gefaßt; nie will er den Freund seines Vaters, den König seines Volkes, nie den verlassen, den Tullus ihm zum Vorbilde aufstellte. Hundertmahl wiederhohlte er ihm, daß nichts vermögend seyn würde, seine Gesinnungen umzuändern, daß er mit gleichgültigen Augen Hersiliens Reize und Romulus Ruhm betrachten wird; er schwört es bey allen Göttern, und mit geheimen Entzücken vernimmt die bescheidene Tatia diese Schwüre.

Nach einigen, dem Umgange mit Tatius ganz ge-

widmeten Tagen, vernahm Numa, der den Traum, welchen er gehabt, nicht vergessen hatte, daß der Tempel der Minerva inmitten eines geheiligten Waldes lag, den man den Hain der Egeria nennt. Ueberrascht von dieser Uebereinstimmung mit dem, was er im Traume gesehen, begibt er sich nach diesem ohnfern Rom gelegenen Gehölze. Sein Herz klopft, indem er unter das dunkle Laubdach des Haines tritt; ein heiliges Schweigen herrscht hier, kaum vermag der Abendwind die Blätter dieser dickbelaubten Buchen, dieser alten Pappeln, die ihre Häupter bis zu den Wolken heben, zu bewegen; man hört hier nichts, als das leise Rauschen ihrer Zweige.

Numa schreitet nach dem Tempel zu, wo er sein Gebeth verrichten will; seine aufgeregte Einbildungskraft ruft ihm das Bild der Nymphe zurück; zwar wagt er nicht die Hoffnung zu hegen, sie wiederzufinden, aber dennoch suchen seine Augen sie, als er plötzlich unter einem ähnlichen Laubdache wie das, welches er im Traume erblickte, eine junge Kriegerinn gewahrt, die auf den Rasen hingestreckt in tiefem Schlafe lag. Ihr unbedecktes Haupt ruhte auf ihrem Schilde, neben ihr lag ihr Helm; lange schwarze Locken fielen über ihren Brustharnisch herab, und erhöhten den Reiz ihrer blendenden Schönheit. Ihre Hand hielt zwey Wurfspieße, ein glänzend Schwert hing an ihrer Seite; ihr bis an das Knie aufgeschürzter Rock ließ ihre purpurne, mit einer goldenen Agraffe festgemachte Fußbekleidung sehen. So schlummerte Apollos Schwester, nachdem sie ihren Köcher in dem erymanthischen Walde geleert, auf dem Gipfel des Menales, während die

Nymphen und Dryaden ihren Schlaf bewachen, und Zephyr nicht wagt die Blätter zu berühren; aber selbst im Schlummer zeigt das Antlitz der Göttinn jenen strengen und kriegerischen Ernst, der, weit entfernt ihrer Schönheit zu schaden, den Glanz derselben nur noch mehr zu erhöhen scheint.

So, und schöner noch, war die Kriegerinn. Numa glaubt Pallas zu sehen; er läßt sich auf ein Knie nieder und will sie anbethen, aber er vermag keine Worte zu finden. Seine Zunge versagt ihm den Dienst; mit halbgeöffnetem Munde, mit ausgestreckten Armen hängt er bewegungslos mit den Blicken an der herrlichen Erscheinung.

In diesem Augenblicke wacht die Kriegerinn auf; sie gewahrt Numa, und springt in die Höhe. Schon bedeckt ihr Helm das Haupt, schon hebt sie den Wurfspieß, und laut und drohend spricht sie zu ihm: »Wer Du auch bist, verwegener Fremdling, der hieher kam, meinen Schlummer zu stören, danke Deinem Schicksal, daß es Dich unbewaffnet mir zuführte. Vermöchtest Du Dich zu vertheidigen, so würde dieser Arm Deine Kühnheit bestrafen.«

»O Göttinn!« erwiederte ihr Numa, »besänftige Deinen Zorn; ich ging zu Deinem Tempel, um Dir mein Opfer zu bringen, da sah ich Dich, und meine zitternden Knie beugten sich vor Dir: Die Nähe einer Gottheit vernichtet den armen Sterblichen; war es ein Verbrechen, eine Göttinn anzuschauen, so bedenke, daß meine geblendeten Augen Deinen Anblick nicht zu ertragen vermochten...«

Diese Worte besänftigten den Unwillen des krie-

gerischen Mädchens; sie ließ den erhobenen Wurfspieß sinken, und betrachtete Numa lächelnd. »Sey ruhig,« sprach sie, »ich bin keine Gottheit. Der große Romulus ist mein Vater, und ich komme, um Rom den Sieg zu verkünden, den er erfochten hat. Gehe zu dem Tempel, und flehe Minerva um Vergebung an, daß Du glaubtest sie zu sehen, indem Du mich sahest.«

Bey dieser Rede schlug sie auf ihr Schild, und auf diesen Ton kam ihr Gefolge heran. Man brachte ihr ihren Renner; sie schwang sich auf, gab dem Rosse die Sporen, und jagte dahin schneller, als der Wind.

Numa blieb betroffen, stumm und unbeweglich in einer Ueberraschung, in einer Bewunderung stehen, die er noch nie empfunden hatte. Seine Blicke folgten Hersilien, so lange er sie nur sehen konnte; sie war schon längst aus seinem Gesichte, als er ihr immer noch nachstarrte. Tausend verworrene Gedanken durchkreuzten jetzt seine Seele, alle seine Ideen waren in Verwirrung gerathen. Er suchte dieser Unruhe Herr zu werden, je mehr er sich aber anstrengte, je größer wurde sie. Seine Augen fielen jetzt auf die Stelle, wo Hersilia geruht hatte, und vergebens versuchte er es, die Blicke wieder wegzuwenden. Er glaubt sie noch da zu sehen, er glaubt sie noch zu hören. Jedes Wort, das sie gesprochen, tönt ihm noch zu; seine geschäftige Einbildungskraft ruft ihm jede ihrer Bewegungen zurück. Diese erhabene, majestätische Erscheinung, dieser schlanke, edle Wuchs, dieses dunkle Lockenhaar, diese so stolzen und so schönen Züge stellen

sich seinen Blicken wieder dar. Ihr Bild, schöner noch, als in der Wirklichkeit, ist tief in sein Herz gegraben; es spiegelt sich ihm aus allem, was er sieht, wieder.

»O,« ruft er aus, »so hat sich mir denn mein Traum erfüllt! Ich bin in Egeriens Hain; das ist das Laubgewinde, welches ich sah, und jene himmlische Schönheit, deren Reize mich blendeten, ist Hersilia; da ist kein Zweifel mehr. O, Hersilia! wie tönt mir dieser Nahme so süß! In der Unruhe, welche ich empfinde, fühle ich mich einen Augenblick beglückt, wenn ich ihn ausspreche, doch, wer bin ich, daß ich es wage, sie zu lieben; daß ich es wage, meine Augen zu der zu erheben, welche mir die Götter gewiß streitig machen werden? Aber ich könnte ihr wenigstens folgen, ich könnte mich an ihre Schritte heften, und im Stillen für sie glühen; ihr meine Wünsche wie einer Göttinn weihen, und auch dann noch wird mein Loos beneidenswerth seyn! Ja, schöne Hersilia! ich werde mich unter die Adler Deines Vaters stellen; ich werde Deine Rosse leiten, ich will Deine Speere tragen, ich will Dir zum Schilde im Gefechte dienen, und wenn der Pfeil, der für Dich bestimmt war, mein Herz durchbohrt, dann will ich Dir scheidend sagen: Ich sterbe glücklich, denn ich sterbe für Dich.«

So sprach Numa, und seine junge Seele öffnete sich der Gluth der ersten Liebe. Wie wenn der Funke in dürres Reisig fällt, so loderte die Flamme in Numa's Herzen auf; Entstehen und auf dem Gipfel seyn, war eins. Er dachte nicht mehr an

Minerva, sondern kehrte mit eilenden Schritten nach Rom zurück, indem er der Spur von Hersiliens Renner folgte. Mit verstörten Blicken tritt er in die Stadt; er durchläuft die Straßen, ohne die zu finden die er sucht, und doch wagt er nicht, nach ihrem Pallaste zu fragen, denn er fürchtet gegen irgend Jemand den Nahmen auszusprechen, den er mit so innigem Vergnügen wiederhohlt.

Endlich kehrt er zu Tatius zurück, und das Erste, was er hier sieht, ist Hersilie. Sie brachte dem Könige die Nachricht von dem Siege ihres Vaters. Ueberrascht, entzückt, zitternd bleibt Numa mit niedergeschlagenen Augen stehen. Hersilie erkennt ihn wieder und fragt Tatius, ob dieser junge Mensch zu seinem Hofe gehöre. »Dieser junge Mensch?« ruft der König aus; »es ist mein Sohn, wenigstens soll er mir die Stelle desselben vertreten. Sein Vater war der beste und größte der Sabiner; er stammt von meinem Blute, er ist der Sohn meines Freundes!« Mit diesen Worten zieht der König Numa näher, und erschrickt über die Bewegung, in welcher er ihn findet, über die Blässe, welche seine Stirne bedeckt: Numa sucht ihn stotternd zu beruhigen; aber jetzt sieht er, daß Hersilie ihn betrachtet, und ein hohes Roth überzieht sein Gesicht, während seine Augen sich langsam zu der Fürstinn erheben, dann aber schnell wieder den Boden suchen.

Der gute König, zu alt, um sich noch der ersten Regungen der Liebe zu erinnern, lächelte über so große Schüchternheit, und suchte den Jüngling bey Hersilien zu entschuldigen, indem er derselben

von seiner Jugend und seiner Erziehung vorsprach, und zugleich diese Gelegenheit benutzte, ihr von Tullus Tugenden, und denen von dessen Schüler zu erzählen, und überhaupt dem Sohne des Pompilius eine lange Lobrede hielt.

Gern hörte die junge Fürstinn ihm zu; sie betrachtete Numa, den sein Erröthen noch verschönert, und besser, wie Tatius, sieht sie die Ursache der Unruhe ein, welche ihn bewegt. Zum ersten Mahle fühlt sie sich durch den Gedanken geschmeichelt, Liebe eingeflößt zu haben, indeß muß sie sich jetzt entfernen, und indem sie scheidet, begegnen sich ihre und Numa's Blicke. O wie tief drang dieser Blick in ihre Seele! Wie beredt war er für Beyde! Numa schöpfte ein Meer von Hoffnungen aus ihm; Hersilia das Gefühl der Liebe.

Von diesem Augenblick an gehört sich der Sohn des Pompilius nicht mehr selbst; einzig nur beschäftigt mit Hersilia, sucht er nur sie, und sieht nur sie. Am Tage verfolgt er ihre Schritte, des Nachts ist sie sein Traum. Er denkt nicht mehr an Tatius, er vergißt Tullus und dessen Lehren; jene Begeisterung für Tugend und Ehre, die sonst seine Seele füllte, ist gewichen; er hat nur noch einen Gedanken, und der ist, Hersilie! er sieht nur sie im ganzen Weltall, und wie sie noch die einzige Triebfeder seiner Handlungen ist, so reicht sein Gefühl, sein Geist, seine Einbildungskraft, alle seine Seelenkräfte kaum hin, sie zu fassen; keine andere Empfindung vermag mehr in ihm aufzukommen, als die der Liebe.

Unglücklicher junger Mensch, so ist denn keine

Hoffnung mehr für Dich! Ein einziger Tag, ein Augenblick reichten hin, die Frucht der Lehren so vieler Jahre zu vernichten! Der Schützling der Ceres, der Sohn der Pompilia, der Schüler des ehrwürdigen Tullus, dieses Muster von Einsicht, dieser Jüngling, der zu so hohen Bestimmungen berufen ist, wurde der Spielball einer wilden Leidenschaft, der Sclave unbedachter Wünsche! Er verwirft alle Geschenke, womit ihn der Himmel überhäuft, um einem Scheinglück nachzulaufen, das die Qual seines Lebens machen wird! Sein Muth ist gebeugt, sein Geist niedergedrückt, sein Körper verliert die Kräfte; Tugend und Vernunft haben ihn verlassen, er wird wie ein Wahnsinniger enden, ohne das Uebel zu kennen, welches ihn vernichtet. —

Unterdessen nahte sich Romulus, der Sieger der Antemnater, mit seinem Heere Rom. Mit eigener Hand hat er den feindlichen König Acron getödtet. Roms Volk bereitet ihm einen Triumph vor, welcher zum Muster derer dienen sollte, die man in der Folge den Siegern des Erdkreises zugestand.

An der Spitze der weißgekleideten Bürger ging König Tatius seinem Throngefährten entgegen; auf Jupiter Feretrius *) Altare brannte schon die Opferflamme; die Priester, die Aruspicen **) erwarteten

*) Feretrius, (der Friedenstiftende) ein Beynahme Jupiters.

**) Wahrsager, die aus den Eingeweiden der Opferthiere und andern Umständen, welche das Opfer begleiteten, die Zukunft verkündeten. Sie wurden von Romulus gestiftet, und ihre Zahl belief sich anfangs nur auf drey; später gab es deren mehrere.

den Triumphator mit Palmen in den Händen. Der Weg zum Capitol hinauf ist mit Blumen bestreut, die Pforten der Häuser sind mit Kränzen geziert, und im Schmuck ihrer besten Gewänder wallen die Römerinnen, ihre Kinder auf den Armen, im freudigen Gedränge daher, indem sie den Kleinen erzählen, daß sie ihre Väter als Sieger wiedersehen werden.

Endlich erblickte man von ferne Roms glänzende Adler; man hört den Schall der Trompeten, und ein tausendstimmiger Freudenruf beantwortet den Ton. Das Heer naht sich, und man erkennt Romulus stehend auf einem prachtvollen Wagen. Vier nebeneinander gespannte Rosse, weiß wie der Schnee, ziehen ihn: bey ihrem muthigen Gange, bey ihrem freudigen Wiehern, ist man versucht zu glauben, sie seyen stolz auf die Heldenthaten ihres Gebiethers. Bekleidet mit der Toga der Triumphatoren, einen Lorbeerkranz im Haare, hält Romulus in seinem Arme eine junge Eiche, an welcher die Waffen des überwundenen Acron hängen, und diese Last scheint den Arm des Siegers nicht zu ermüden. In Trauer gehüllt, die niedergeschlagenen Augen voll Thränen, geht die Familie des überwundenen Königs in Ketten vor ihm her; ein Haufe Sclaven, die unter dem Gewicht der von ihnen getragenen Beute fast erliegen, umringt den Wagen; ihm folgen die tapfern Legionen mit lautem Freudenruf, und das Echo der Gegend hallt in langen Tönen den Ruhm von Romulus zurück.

Er nähert sich, er fährt inmitten eines von seinen Thaten berauschten Volkels zum Capitol hin-

auf. Angekommen bey dem Tempel Jupiters, steigt er von seinem Wagen herab, ohne die Eiche aus der Hand zu legen; der Boden seufzt unter seinen Tritten; Acrons Waffen schlagen weithin tönend an einander. Romulus nähert sich dem Altare, und legte die Trophäen vor dem Bilde des Gottes nieder. »O, Jupiter!« ruft er aus, »empfange die erste Beute, welche die Römer Dir weihen! Mache, daß dieser schöne Tag auf immer unvergeßlich in den Jahrbüchern meines Volkes bleibt; daß er sich oft erneuere, und daß, treu meinem Beyspiele, meine Nachkommen die Beute des Erdkreises einst an dieser heiligen Stätte hier aufhängen.«

Nach diesen Worten erfaßte er einen wilden Stier, den zwanzig Opferpriester kaum zu halten vermochten, und zieht ihn mit nerviger Hand gegen den Altar vor, wo er ihn auf die Knie niederreißt, ein Büschel Haare aus seiner breiten Stirne rauft, es opfert, und dann den Priestern die Vollendung der Ceremonie überläßt.

Nachdem dies geschehen, verließ Romulus den Tempel, und wandte sich an seine Krieger. »Römer!« sprach er zu ihnen, »was ist ein Sieg, wenn es noch Feinde zu überwinden gibt? Die Antemnater sind unterjocht, aber die Volsker, die Herniker und die tapfern Marser *), die einzigen, welche es werth sind, von Euch bekriegt zu werden, gehorchen noch nicht unsern Adlern. Haltet Euch

*) Die Volsker und Herniker bewohnten einen Theil der jetzigen Campagna di Roma und der Terra di Lavora im Neapolitanischen. Die Marser hatten ihren Sitz in den jenseitigen Abruzzen.

bereit, gegen sie auszuziehen. Heute triumphiren wir, morgen wollen wir uns einen Triumph verdienen. Unterstützt von meinen Bundesgenossen, den Campaniern, werde ich Euch morgen gegen die Marser führen. Römer! ich gebe Euch den heutigen Tag, um Euch im Schooße Eurer Familien zu erfreuen; aber, so wie Aurora auf ihren goldenen Wagen erscheint, seyd mit Euren Waffen im Marsfelde. Ihr werdet Euren König zuerst da finden, und das erstaunte Italien soll sehen, daß Sieger keine Ruhe bedürfen.«

Das ganze Heer antwortete mit einem Freudengeschrey. Die Legionen trugen hierauf ihre Adler nach dem Pallast des Romulus, wo eine ausgewählte Schar sie bewachte, während daß die andern Krieger sich in den Schooß ihrer Familien begaben, um hier in den Armen ihrer Mütter und ihrer Gattinnen, einen, dem Ruhm entrissenen Tag, Liebe und Zärtlichkeit zu weihen.

Drittes Buch.

Der Triumph des Romulus vollendete Numa's Rausch. Seine Seele, jetzt schon eine Beute des Feuers der Liebe, entzündet sich noch mehr bey dem Schauspiele, welches ihn hinreißt. Der Ruhm mit seinem blendenden Glanze, stellt sich ihm als das sicherste Mittel, Hersilien zu verdienen, dar, und kaum ist dieser Gedanke in ihm aufgegangen, so erfaßt ihn auch schon die Begierde, die Bahn der Helden zu betreten. Zwey Leidenschaften, von denen eine allein schon hinreichend ist, eine edle Seele hinzureißen, vereinigen sich, um sein junges Herz zu bestürmen.

Tatius begibt sich in seinen Pallast zurück und Numa folgt ihm seufzend. Gern schlöß er ihm sein Herz auf, aber er fürchtet die Vorwürfe des guten Königs, und schweigt. Wie ein furchtsames Kind mit zögernden Schritten der Mutter folgt, sie am Gewande zurückhält, und mit bethränten Blicken schweigend sie bittet, es in ihre Arme zu nehmen, so folgte Numa jetzt Tatius.

Der gute König wendete sich zu ihm, und kam seiner Schüchternheit zuvor. »Rede, mein Sohn,«

spricht er zu ihm, »was kann ich für Dich thun? Deine Wünsche sollen befriedigt werden, wenn es anders in meiner Macht steht.«

»O, mein Vater,« erwiederte ihm Numa, »der Himmel ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit sprach, als ich den Willen äußerte, mein ganzes Leben Euch, der Sorge für Euer Alter, und dem Bestreben, Tugenden zu erwerben, zu widmen; aber ich sah Romulus triumphiren, und ein mir unbekanntes Gefühl zog in meine Brust ein. Die Liebe zum Ruhme begeistert mich; mich verzehrt der Durst nach kriegerischen Thaten. Ja, ich stamme von Eurem Blute, ich bin der Sohn des Pompilius. In meinem Alter hattet Ihr und mein Vater schon Schlachten gewonnen; in meinem Alter umkränzte der Lorbeer, nach dem ich brenne, bereits Eure Häupter, und ich, der ungekannte Sohn des Pompilius, ich, der Verwandte, der Freund des tapfern Königs der Sabiner, ich habe noch nichts gethan, als das wehrlose Thier am Altare der Götter geopfert! O, mein Vater! auf meinen Knien fleh ich Euch, erlaubt mir, daß ich Euch nachahmen darf; erlaubt mir, daß ich Romulus folgen darf, daß ich mich zum Helden bilden darf, wie Ihr und mein Vater.«

Indem er diese Worte sprach, warf er sich zu den Füßen des Greises nieder, beugte sein Haupt, um die Röthe seines Antlitzes zu verbergen.

»Sey ruhig,« entgegnete ihm Tatius; »ich würde Dir einen Fehler vergeben, wie könnte ich Dir wegen eines Gefühles, das ich achte, zürnen? Ach! es ist wahr, meine Zärtlichkeit für Dich hätte es

lieber gesehen, daß Du ein friedliches und stilles Leben im Schatten meines Thrones und an meiner väterlichen Brust wähltest; aber ich bin Sabiner, und wie Du, weiß ich, welche Reize der Ruhm hat. Dein Muth, Numa, gefällt mir, aber ich kann mich bey dem Gedanken der Thränen nicht enthalten, daß Du so jung noch, Dich den Wechselfällen des gefahrenreichsten Krieges aussetzen willst, den Romulus noch unternommen hat, denn nicht verbergen will ich es Dir, daß alle Feinde, welche er bisher überwand, nichts sind gegen die, denen er jetzt entgegengeht. Die Marser, unbezwungen bis diesen Augenblick, sind ein wildes, kriegerisches Volk, von riesigem Wuchs und außerordentlichen Kräften; ihre Waffen sind Keulen, gleich der des großen Alciden, und wie man sagt, tauchen sie die Spitzen ihrer Pfeile in den Saft giftiger Kräuter, die an den Ufern des Avernus wachsen. Jede Wunde ist tödtlich..... welch ein Schmerz für mich.....!«

»Welch eine Ehre!« fiel Numa, sich stolz erhebend, ein; »welch eine Ehre für Euren Sohn, seine erste Waffenthat gegen so würdige Gegner zu verrichten! Ihr seht jetzt, daß ich der Liebling der Götter bin, da sie mir in dem Augenblick den Gedanken einflößen, Romulus zu folgen, da Romulus sich der größten Gefahr bloßstellt. Mein Vater, was Ihr mir sagt, bestimmt meinen Entschluß nur noch fester, und die Ehre macht es Euch jetzt selbst zum Gesetz, mich zum Kampf hineilen zu lassen.«

Ein erhabenes Feuer brannte bey diesen Worten in seinen Augen. Der Ton seiner Stimme wurde stärker, kraftvoller, seine ganze Gestalt gewann ein

Ansehen von Adel und Kühnheit. So erhebt sich der verkleidete Achilles aus der Schar von Nicomedes Töchtern und greift nach dem Schwerte, welches Ulysses ihm zeigt, indem er sein Geschlecht zugleich durch seinen Muth und einen unwillkürlichen Aufblitz verräth.

Numa's Begeisterung erweckte ein ähnliches Gefühl in Tatius Seele. »Ja, mein Sohn!« ruft er weinend vor Freude, »Du sollst die Marser bekämpfen und Dein Vater wird Dich begleiten. Ich werde Dich in die Schlacht begleiten, ich will Dir die ersten Lehren auf der neuen Bahn geben. Glaube nicht, daß das Alter meine Kräfte erschöpft hat; noch vermag diese Hand den Wurfspieß zu schleudern, noch kann dieser Arm das Schild heben. Bejahrter als ich, lehrte der weise Nestor seinen theuern Antilochus siegen; ich wage mich nicht mit Nestor zu vergleichen, aber mehr, als ich Dich, liebte er seinen Sohn nicht.«

Gerührt warf sich Numa in die Arme des Greises, und er stand auf dem Punct, ihm seine Leidenschaft zu Hersilia zu gestehen; aber die Furcht, durch das Bekenntniß: daß nicht der Durst nach Ruhm allein in seiner Seele lebt, die Achtung des guten Königs zu verscherzen, hält ihn zurück, und er verschiebt die Entdeckung bis auf einen andern Augenblick.

Ganz beschäftigt mit seinem Vorhaben, fordert Tatius jetzt von den Priestern des Jupiters seine alten Waffen zurück, die er dem Gotte heiligte, und mit demselben Entzücken, wie einst in seiner Jugend, betrachtet er sie wieder. »König der Götter!«

ruft er aus, »wenn das Blut der zahlreichen Opfer, die ich Deinen Altären brachte, Dir wohlgefällig war, wenn mein Herz, das Dich nie, nie auch nur durch einen Gedanken beleidigte, Dir werth ist, so gib mir auf kurze Zeit die Kräfte wieder, die ich einst besaß, als der wilde Rhamnes an der Spitze seiner Herniker die Sabiner angriff. Er verachtete meine Jugend und forderte mich zum Zweykampfe heraus, und indem er einen ungeheuern Speer, den kein Sterblicher heutzutage mehr zu schwingen vermöchte, gegen mich schleuderte, glaubte er mich damit an die Erde festzubohren. Aber ich wich dem Wurfe aus, ich stürzte mich auf ihn, und tauchte mein Schwert drey Mahl tief in seine Seite. O Jupiter! noch einige Tage des Ruhms, und ich steige zufrieden in das Grab hinab.«

So fleht Tatius zu den Göttern; aber kaum vernimmt seine Tochter sein Vorhaben, so eilt sie zu ihm, um ihn zu bitten, demselben zu entsagen. Umsonst! ihre Bitten, ihre Thränen sind vergebens; die unglückliche Tatia sieht in einem Augenblick den ganzen Traum ihres Glückes schwinden. Zu gut hat sie Numa's Leidenschaft für Hersilia bemerkt; ohne sich zu beklagen, ohne sich selbst ihre Schmerzen zu gestehen, erfüllt jetzt neben der Trennung von ihrem Vater, noch ein anderer Gram ihren Busen.

Numa denkt dagegen an nichts, als an Hersilia und an die Vorbereitungen zu seiner Abreise. Er hat keine Waffen; das Schwert des Pompilius ist das einzige, was er besitzt, und Tatius geht nun selbst, um ihm aus Romulus Rüstkammer einen Harnisch, dessen Stahl mit Gold ausgelegt war,

auszusuchen. Auf dem nicht minder prächtigen Helme glänzte eine kunstreich gearbeitete Sphinx, über welche weg sich zwey purpurne Federn schwangen. Der Schild, aus einer siebenfachen Ochsenhaut bestehend, ist mit vier Blättern von Gold, Silber, Kupfer und Erz überzogen, und ward einst für den König Procas von Albanien, durch den geschickten Aegäon verfertigt, welcher die Geschichte des frommen Aeneas darauf abbildete.

Zufrieden mit diesen Waffen, deren Tönen so schrecklich ist, daß es die, welche es hören, mit Entsetzen füllt, während es den Kriegeseifer des jungen Helden mehrt, läßt Tatius sie Numa voraustragen. Der Jüngling betrachtet sie, berührt sie, und macht sich die Freude, sie zusammenschlagen zu lassen. Bald hat er sie angelegt, und seine natürliche Schönheit erhält dadurch einen neuen Glanz. Hoch klopft sein Herz unter dem Erz, seine Augen glänzen von Muth .... so hebt das junge feurige Roß auf der Wiese, wenn es zum ersten Mahle das Schmettern der Trompeten hört, das stolze Haupt empor; die Mähne sträubt sich, und mit weitgeöffneten Nüstern antwortet es durch sein Wiehern auf den kriegerischen Ruf.

Zu langsam für Numa's Wünsche, breitet endlich die Nacht ihre Schleyer aus, aber der Schlaf flieht die Augen des jungen Liebenden. Hundert Plane gehen in seiner Bewegung durch seinen Kopf; er denkt an das, was er Hersilien sagen will, er brennt vor Begierde, bey ihr zu seyn, zugleich spielt ihm aber auch seine Einbildungskraft die kriegerischen Ereignisse vor, denen er entgegengeht, und

er träumt von den Heldenthaten, die er verrichten will.

Noch graute der Tag nicht, und schon eilte er zu Tatius Pallast. Der gute König lächelt über seine Ungeduld, erhebt sich, und bedeckt sein weißes Haupt mit einem Helme, den er sehr schwer findet; dann legt er den Harnisch an, welchen er seit so vielen Jahren nicht mehr brauchte, und, um seiner Tochter ein schmerzliches Lebewohl zu ersparen, verläßt er still den Pallast, und geht, gestützt auf den ungeduldigen Numa, dem Marsfelde zu.

Romulus, Hersilia und das Heer sind schon da. Tatius stellt seinem Gefährten den jungen Krieger vor, der ihn begleiten will; Hersilia erröthet bey seinem Anblicke, und Numa vergißt das, was er sich vorgenommen hatte, Romulus zu sagen, und betrachtet nur schweigend Hersilia.

Der König der Römer wünscht ihm Glück zu seinem Kriegseifer, und führt ihn, da er seine Abstammung hört, zu den Sabinischen Legionen, die den linken Flügel des Heeres bilden. »Sabiner!« spricht er zu ihnen, »hier ist ein Held mehr, der unter Euren Fahnen fechten will; dieser junge Krieger hat ein Recht auf Eure Liebe; er stammt von dem Blute Eurer Fürsten; er ist der Sohn des Pompilius.«

Bey dem Nahmen Pompilius hebt sich ein Freudengeschrey in die Lüfte; die Sabiner verlassen ihre Reihen, und eilen auf Numa zu. Metius, Valerius, Volceus, Murrex, alle alten mit Narben und Wunden bedeckten Krieger, schliessen den Sohn ihres alten Führers in die Arme. »Deinem Vater,«

spricht der Eine, »verdanke ich alles. Er hat mir das Leben gerettet,« spricht ein Anderer; »er war unser Wohlthäter!« rufen Alle auf einmahl: »O! komm, komm in unsere Reihen, Sohn des besten und bravsten Mannes! komm, um unter unsern Schildern zu fechten; unsere Arme, unsere Herzen sind Euer. König der Römer!« fuhren sie fort, indem sie sich an Romulus wandten, »wir verlangen ihn zum Anführer; wir werden unüberwindlich unter ihm seyn, wie wir es unter seinem Vater waren. Er befehlige uns; er nenne sich Pompilius, und wir stehen Dir dann für den Sieg.«

»Ja, meine tapfern Freunde,« rief der alte Tatius, welcher in diesem Augenblicke herzutrat, »er wird Euch befehligen, und ich werde Zeuge seiner Thaten seyn. Ich komme, um mit Euch, meine alten Waffenbrüder, die Ihr mich vielleicht noch kennt, zu fechten. Wir werden uns auf dem Felde der Ehre wiedersehen; Euer König will seinen letzten Feldzug mit Euch machen, und wenn mir die Kräfte dazu fehlen sollten, dann werdet Ihr mich auf Euren treuen Armen tragen.«

Bey diesen Worten ließen die braven Sabiner einen abermahligen Freudenruf erschallen. Sie umringten, sie erdrückten ihren alten König fast; sie küßten sein Gewand und seine Hände. »Ja!« riefen sie, »ja! wir werden den besten der Könige vertheidigen! mit unsern Körpern wollen wir ihn decken! O, wer würde unsere Kinder beglücken, wenn Ihr uns entrissen würdet? Kommt! kommt! und lehrt dem Sohne des Pompilius seinem würdigen

Vater nachzustreben; wir wollen allen Völkern zeigen, wie man einen guten König liebt!«

Tatius vermochte den Braven nur mit seinen Thränen zu danken; er streckte seinen alten Freunden die Arme entgegen, und indem er sie an sein Herz drückte, erinnerte er sie an ihre einstigen gemeinschaftlichen Thaten, und bath sie, Numa dieselbe Liebe zu zeigen, welche sie ihm gezeigt haben. Romulus selbst ist von diesem Schauspiele ergriffen, und erklärt auf der Stelle, Numa Pompilius zum Führer der Sabinischen Legionen. Ein tausendstimmiger Beyfallsruf vermischt sich mit dem Schmettern der Trompeten, und die stolze Hersilia, die immer in den Reihen der Sabiner ficht, wünscht sich ingeheim Glück, diesen Platz erwählt zu haben.

Das Heer war bereit um den Marsch anzutreten, und Romulus gab das Zeichen; Tatius beauftragte den weisen Messala, die Gerechtigkeit in seiner Abwesenheit zu verwalten, da nahte sich plötzlich ein Haufen trostloser Weiber, Kinder und Greise, die laute Klagen ausstießen, und sich mit gen Himmel erhobenen Händen zu Tatius Füßen warfen.

»Wie!« riefen sie, »Ihr wollt uns verlassen? Wie! wir haben zwey Könige, die unsere Väter seyn sollen, und beyde lassen uns verwaist zurück? Mag Romulus sich aus unsern Mauern entfernen, wir sind an seine Abwesenheit gewöhnt; aber Ihr, Ihr unser guter Tatius, Ihr, der uns liebt, der immer bey uns blieb, warum wollt Ihr jetzt von uns gehen? Wer soll uns Recht sprechen? wer uns trösten in unserm Kummer? wer uns unterstützen

im Unglücke? Ihr wißt es, wenn unsere Siege durch das Blut unserer Mitbürger, unserer Väter und Kinder erkauft sind, dann kommen die Trauernden und Verwaisten zu Euch; dann weinen sie an Eurem Busen ihr Leid aus; dann trauert Ihr mit ihnen, und ihr Schmerz ist weniger bitter. Was soll aus diesen Unglücklichen werden, wenn sie, statt Euch zum Tröster zu haben, für Euer Leben noch mit zittern müssen? und was sucht Ihr auf dem Schlachtfelde? was fehlt Eurem Ruhme noch? Wir verehren Euch wie einen Gott, und lieben Euch, gleich einem Vater. Bedürft Ihr noch mehr? welches größere Glück kann Euch der Sieg gewähren? wollt Ihr Eure Kinder verlassen, um Sclaven zu machen?«

So sprach ein Greis, und gerührt blickte Tatius vor sich hin; er sah auf Numa, er sah auf seine alten Gefährten, und Numa und die Krieger sanken vor ihm nieder, und vereinten ihre Bitten mit denen des Volks. Tatius schwankte jetzt nicht länger; er warf Helm und Speer weg, und indem er den Greis, welcher gesprochen hatte, in die Arme schloß, rief er: »Es sey! ich verlange keinen andern Ruhm, als den, Euch nützlich zu seyn; nur der Tod soll mich von Euch trennen!«

Ein lauter Freudenruf stieg zum Himmel; Alle dankten den Göttern, Alle segneten ihren guten König, und die gefühlvolle Tatia, die sich bisher in dem Gedränge verborgen gehalten hatte, kam nun hervor, und warf sich ihrem Vater in die Arme. »Ihr habt,« sprach sie, »meinen Thränen nicht nachgegeben, aber ich war gewiß, daß Ihr denen

Eures Volkes nicht widerstehen würdet. Ich war es, die es versammelte, ich benachrichtigte es von dem Unglücke, welches es bedrohte, und ich bin weit davon entfernt, eifersüchtig auf den Vorzug zu seyn, den seine Bitten über die meinigen erhalten haben.«

Tatius drückte seine Tochter an sein Herz, umarmte weinend den jungen Numa, und empfahl seinen alten Sabinern, über den Schatz, den er ihnen anvertraute, zu wachen; Tatia aber zwang sich, um, während sie die Augen niederschlug, Numa mit fester Stimme das Glück und den Ruhm zu wünschen, nach denen sein Herz verlangte.

Das Zeichen wurde jetzt gegeben; der gute Tatius seufzt, indem er das Heer fortziehen sieht. Noch einmahl streckt ihm Numa die Hand aus der Ferne zu, dann nimmt das von Freude hingerissene Volk den guten König, dessen Gegenwart es über alle Uebel tröstet, auf seine Arme, und trägt ihn nach Rom zurück.

Die Armee zog in drey Colonnen. Die erste, aus den Römischen Legionen gebildet, erkannte keinen andern Führer, als Romulus. Aber dieser Fürst hatte keinen bestimmten Posten; auf seinem wilden Thracischen Renner, dessen Augen Flammen zu sprühen scheinen, jagt er bald hierhin, bald dorthin, und überläßt das Commando der Römischen Legionen dem alten Hostilius, dessen Sohn später König der Römer wurde. Zur Seite dieses Kriegers ging der tapfere Horatius, dessen drey Söhne fünfzig Jahre später die Stadt Alba durch ihren Sieg über die Curiatier unterwarfen; Massicus, Abas,

Servius, der junge Misenus, welcher von dem berühmten Herolde des Aeneas abstammte, und der tapfere Talassius, sind im ersten Gliede. Jeder von ihnen hat sich bereits durch mehr als eine Heldenthat ausgezeichnet, jeder von ihnen ist mit der Beute irgend eines berühmten Feindes geschmückt. Diese braven Römer bilden immer die Vorhuth auf dem Marsche; den rechten Flügel im Gefechte.

Die zweyte Colonne ist aus den Legionen der Lateiner gebildet. Hier sieht man die Laurentiner, die Fidenater, die aus Telene, Aricia, dem alten Polidore und dem schönen Lavinium. Alle diese von Romulus unterworfenen Völker fechten jetzt für ihn, und sind stolz darauf, durch ihre Unterjochung sich den Nahmen Römer erworben zu haben. Ihre tapfern Anführer sind Azilas, Orimantes, Feraldin, Ladon, der Sohn der Nymphe Perenna, und der schöne Nyphäus, der in dem fruchtbaren Canente geboren ist, und Cynirus, der Priester des Apollo, um dessen Helm sich die Binde und der Lorbeerkranz seines Gottes schlingt. Dieser Heerhaufe, sämmtlich aus Fußvolk bestehend, bildete auf dem Marsche, wie in der Schlacht, das Mitteltreffen.

Die tapferen Sabiner folgen in der dritten Colonne; sie sind die Nachhuth und der linke Flügel des Heeres. Der alte Metius hat den Befehl über sie dem jungen Numa übergeben. Dieser ehrwürdige Krieger ist am Ende seiner Laufbahn wieder Soldat geworden; aber sein Alter, sein Ruhm, sein Silberhaar, seine Narben, verschaffen ihm immer jene Auszeichnung, die unabhängig von den äußern Würden ist. Metius ist in den Reihen, und dennoch

befiehlt er. Bey ihm befinden sich der weise Catillus, der furchtbare Coras und Tanais und Talos, der tapfere Gallus, der Enkel des Flusses Abaris, der liebenswürdige Astur, der an den Ufern der Blandusischen Quelle erzogen ward, und den das ganze Heer für den Liebling der Najade jener Gewässer hielt, und der wilde Ufeus, den ein dicker, verschiedenfarbiger Bart das halbe Gesicht bedeckt. — Alle diese Krieger folgten jetzt Numa.

Geschmückt mit seinen glänzenden Waffen, berauscht von Liebe und Freude, ritt Numa an ihrer Spitze auf einem wie Schnee so weißen Rosse, welches ihm Tatius zum Geschenke gemacht hatte. Das rasche Thier sprang unter seinem jungen Herrn, zerstampfte mit seinen Hufen die Erde, und bedeckte das ihn zurückhaltende Gebiß mit Schaum, indem es ungeduldig den Rossen der Vorhuth nachstrebte, deren Wiehern es vernahm.

Numa zur Seite, fuhr die stolze Hersilie, schön wie die Gemahlinn des Vulkans, und gerüstet wie Pallas, auf einem prachtvollen Wagen daher. Ihren blitzenden Helm zierte der Römische Adler; ein goldener Köcher glänzte auf ihrer Schulter, in der Hand trug sie den Bogen des Pandarus, welchen Aeneas mit nach Italien brachte, von dem ihn sein Enkel Romulus erhielt. Der weise Brutus, dieser Stammvater zweyer Helden der Freyheit, lenkte den Wagen der Prinzessinn, und der verliebte Numa beneidete ihm diesen Platz. Immer die Augen auf Hersilia gerichtet, reitet er neben dem Wagen her; seine Schönheit weicht der der Amazone nicht, aber die Gewohnheit, sich in Waffen zu bewegen, gab

ihr ein kriegerischeres Ansehen. So durchstreifen Apollo und Diana bewaffnet die Cynthischen Gebirge; beyde sind gleich furchtbar, beyde blenden die Blicke: aber Latonas Tochter behält einen Ausdruck von Kühnheit und Strenge in ihren Zügen, der nicht auf dem sanfteren Gesichte ihres Bruders ruht.

Mit schnellen Schritten rückte das Heer gegen die Ufer des Liris *) und die Ebenen von Auxanum vor. Hier wollte man sich mit den Truppen des Königs von Capua vereinigen, aber ehe man dies konnte, mußte man durch das Land der Herniker ziehen, und Romulus sandte dieserhalb Herolde voraus, um freyen Durchzug zu begehren. Der König der Herniker schlug es ab.

»Ich habe,« gab er zur Antwort, »weder mit den Marsern, noch mit den Römern ein Bündniß. Wenn das Heer Eurer Feinde gegen Rom rücken wollte, so würde ich es nicht dulden, daß es seinen Weg durch meine Staaten nähme; eben so darf ich es aber auch Euch nicht gestatten. Indem ich dem Streite fremd bleibe, glaube ich recht zu handeln.«

Romulus zitterte vor Zorn, als er diese Antwort vernahm. »Unkluger Fürst!« rief er,« Du sollst erfahren, wie gefährlich es ist, sich zwischen ein Paar mächtigen Feinden nicht zu Gunsten des Einen oder Andern zu erklären; von jetzt an bist Du der Feind des Siegers.«

Gezwungen indeß, seine Rache zu verschieben, und einen weiten Umweg einzuschlagen, um das Gebieth der Marser zu erreichen, überstieg Romulus

*) Dieser Fluß bildete die Gränze zwischen Latium und Campanien. Sein jetziger Nahme ist Garigliano.

nun mit seinem Heere die Simbrutinischen Gebirge, aus deren Schooße der Anio *) entspringt.

Dieser lange und beschwerliche Weg ermüdete zwar das Heer, aber er war den jungen Kriegern nützlich, mit welchen Romulus es vermehrt hatte. Numa besonders, der junge Numa, hatte einen harten Lehrstand bey dem edlen Gewerbe, welches er ergriffen. Unterrichtet aber durch so geschickte Meister, wie die Sabiner, begeistert durch seine Liebe und Hersilias Gegenwart, erwirbt er sich bald die Erfahrung eines alten Kriegers, und, ohne noch gekämpft zu haben, weiß er doch schon, wie man kämpfen muß, und sein brausender Muth, sein Verlangen, sich unter Hersiliens Augen auszuzeichnen, lassen ihn mit Ungeduld den Anblick der Feinde erwarten.

Endlich naht man sich den Ufern des Liris, welcher das Land der Marser, der Aequier **) und der Herniker von einander trennt. Seit drey Tagen lagerte der König von Capua bereits mit dreyßigtausend Mann hier. Kaum gewahrt er von ferne die Vorhuth der Römer, so läßt er sein ganzes Heer in Schlachtordnung treten, und erwartet auf diese Art, unter dem Klange der kriegerischen Instrumente, die Ankunft seiner Verbündeten.

Auch Romulus läßt die Trompeten tönen und stellt seine Krieger den Campanern gegenüber auf; hierauf naht er sich aber dem Könige derselben, und

*) Dieser an der heutigen Neapolitanischen Gränze entspringende Fluß heißt jetzt die Teverone.

**) Eine Völkerschaft in der heutigen Campagna di Roma.

die beyden Fürsten umarmen sich und schwören sich eine ewige Freundschaft zu; dann beginnt Romulus, voll Ungeduld die Streiter kennen zu lernen, welche unter ihm fechten sollen, die Reihen der fremden Krieger zu durchgehen.

Aber kaum hat er einige Schritte gemacht, so fühlte er sich auch schon durch das Geräusch um sich her erzürnt; die Campanier wagen es in seiner Gegenwart zu lachen, sie wagen es unter den Waffen stehend, zu reden, und eine Indisciplin zu zeigen, die des Königs Zorn erweckt. Er wirft einen finstern Blick auf sie, hört mit Achselzucken das Gespräch mehrerer ihrer Anführer an, die mit ihrem eitlen Wissen ausstehen, würdigt sie keiner Antwort, runzelt die Stirne, als er sieht, wie hier alte Krieger durch junge Unbärtige befehligt werden, und wie überall nur Gold und Silber und Putz und Zierathen die Rüstungen bedecken. Er nimmt ein reich verziertes Schild, dessen Gewicht, so leicht es auch ist, einen jungen Campanischen Krieger dennoch zu drücken scheint, hebt es zwischen den Fingerspitzen in die Höhe und liest erröthend vor Zorn, eine darauf stehende verliebte Devise. Dann reißt er einigen Soldaten die Speere aus der Hand, zerbricht sie, indem er sie zusammendrückt, und fragt mit spötischem Lächeln: zu was solche Waffen dienen können?

Endlich bis zum Lager der Campanier gekommen, tritt er hinein. Wie hoch steigt hier sein Unwille, als er unter prächtigen Zelten, in denen die süßesten Wohlgerüche duften, Bäder und Betten findet, bey denen alles, was die Weichlichkeit der

Städte nur zu ersinnen vermochte, im Ueberfluß vorhanden ist. Er sieht hier öffentlich Spiele treiben, bey denen sich die Führer des Campanischen Heeres einander ihr Gold entreißen, wo sie ihr Vermögen, ihre Ruhe und oft ihre Ehre verlieren; weiterhin erblickt er einen noch nichtswürdigern Ort, wo ein Haufe von Phrynen, fast so zahlreich als die Armee selbst, eine offene Schule des Lasters hält und wo die jungen Krieger, hingezogen und zurückgehalten, ihren Muth und ihre Kraft bis zu einem Grade verschwenden, daß sie sich zuletzt, beraubt alles dessen, was den Mann ziert, fast wehrlos dem Feinde überliefern; kurz, wohin er blickt, da sieht er die üppigste Weichlichkeit, den verderblichsten Müßiggang und die Ausschweifung.

Schnell verläßt Roms König dieses Lager, ergreift die Hand seines Bundesgenossen und führt ihn, ohne ein Wort zu sagen, in die Reihen seines Heeres. Eine tiefe Stille herrscht hier; auf jedem Gesichte sieht man nur den Ausdruck der Aufmerksamkeit und Ehrfurcht. Fest auf seinem Posten hat jeder Kriger die Augen auf seinen Führer gerichtet, und scheint dessen Befehle errathen zu wollen, ehe derselbe sie noch gibt. Der einzige Schmuck, den man hier sieht, ist Stahl und Erz, und wenn hie und da Gold oder Silber einige Waffenstücke zieren, so sind es die der Fürsten oder der Heerführer; Geburt oder Tapferkeit geben allein ein Recht zu solcher Auszeichnung. Im Gefolge des Heeres sieht man weder Weiber noch Reichthümer, sondern Pferde, um diejenigen zu ersetzen, welche umkommen, Vorräthe von Waffen und Heilmittel für

die Verwundeten. Die Soldaten tragen ihre Zelte, ihre Lebensmittel und ihre Waffen selbst, und Keiner scheint weder durch diese Last, noch durch den zurückgelegten Weg ermüdet zu seyn.

Ihr tapferer König geht langsam durch die Reihen dieses herrlichen Heeres; ohne ein Wort zu sagen, beobachtet er dabey den Fürsten der Campanier, und den Wurfspieß des letzten seiner Soldaten ergreifend, reicht er ihn dem Könige dar. Das Gewicht dieses Speeres war zu schwer für diesen Monarchen; erröthend ließ er ihn sinken. Jetzt brach Romulus sein Schweigen.

»König der Campanier,« sprach er, »Ihr mögt selbst beurtheilen, ob Eure Krieger mit den meinigen unter denselben Fahnen zu fechten vermögen. Der kühne Löwe und das furchtsame Lamm können sich nicht vereinigen. Euer Heer würde das meinige nur schwächen, und die Römer, deren Gewohnheit es ist, ihren Feind rasch anzugreifen, würden die Hälfte ihrer Kraft anwenden müssen, um ihre Verbündeten zu beschützen. Dann bedroht mich auch noch eine gewissere Gefahr; die Sitten, welche in Eurem Lager herrschen, würden auch in das meinige dringen, und jene entnervende Weichlichkeit, das größte aller Uebel, auch meine Soldaten entmannen. Was hilfe es uns dann, einen Sieg zu erfechten, ich würde doch immer der Ueberwundene seyn. König von Capua! Euer Bündniß ist mir theuer, aber die Ehre meines Volkes ist es mir noch mehr. Wenn Ihr wollt, daß wir Freunde bleiben sollen, so trennt Euch von mir; entfernt jenes gefährliche Lager von mir, und wenn Ihr Eure Unter-

thanen nicht dahin zu bringen vermögt, Männer zu werden, so haltet sie wenigstens ab, diejenigen, welche es sind, zu verderben.«

So sprach Romulus, und der junge Capis, der Sohn des Campanischen Königs, ein Jüngling, würdig unter Roms Fahnen zu fechten, schlug erröthend vor Scham die Augen nieder; sein Vater aber, unterjocht durch das Uebergewicht, welches immer ein großer Mann über einen gewöhnlichen Menschen hat, bath Romulus, ihm das, was er zu thun habe, vorzuschreiben, und versprach seinen Rathschlägen streng zu folgen.

»Ich weiß,« erwiederte ihm Romulus, »daß die Samniter *) auf dem Wege sind, den Marsern zu Hülfe zu ziehen; aber die Stadt Auxanum liegt auf ihrem Wege, und Auxanum ist in Eurer Gewalt. Schließt Euch in dessen Mauern ein, und vertheidigt sie im Falle eines Angriffs. Behaltet nur den dritten Theil Eures Heeres bey Euch; die übrigen aber sendet unter Anführung Eures besten Generals den Samnitern entgegen; verbiethet Ihnen aber dabey, nicht handgemein mit diesem tapferen Volke zu werden, denn Eure Krieger könnten ihnen nicht widerstehen. Sie mögen sie bloß beunruhigen, und, jedes Gefecht mit ihnen vermeidend, sie zu ermüden, und ihre Vereinigung mit den Marsern zu hintertreiben suchen.«

»Ich werde unterdessen die Letzteren angreifen, und zweifle nicht daran, sie mit dem Beystande

*) Die Samniter stammten von den Sabinern ab, und bewohnten gleichfalls einen Theil Mittel-Italiens.

meines Vaters zu überwinden. Dann mag Euer Feldherr den Samnitern freyen Weg lassen; sie werden dann gegen Auxanum vorrücken, und sich zwischen dieser Stadt, und Eurer und meiner Armee eingeschlossen finden. Ihre unvermeidliche Niederlage wird dann den Krieg in einem Tage beenden.«

Er sprach es, und der junge Capis warf sich zu seinen Füßen nieder. »O, König!« rief er, »den ich bewundere und ehre, wie Euren Vater Mars, erlaubt, daß der Sohn des Königs von Capua unter Euren Fahnen fechten darf. Ich will suchen, ein Held zu werden, und wo könnte ich ein besseres Vorbild finden, als in Euch? Bedenkt, Sohn eines Gottes, daß durch Euch gebildet, ich wieder die Unterthanen meines Vaters bilden kann, und daß dann der Ruhm, sie zu Römern umgeschaffen zu haben, Euch allein zukommt.«

Ergriffen von diesen Worten, hob Romulus den jungen Capis auf, und übergab ihm sogleich den Befehl über eine Cohorte, und Capis, stolzer darauf, der Führer braver Römer, als ein Prinz von Capua zu seyn, küßte ehrerbiethig die Hand seines neuen Feldherrn, und eilte seinen Posten einzunehmen; sein Vater aber zog mit zehntausend seiner Krieger fort, um sich in Auxanum einzuschließen; der Ueberrest der Campanischen Armee ging dagegen, unter Anführung eines Griechen, der in Diensten des Königs von Capua stand, den Samnitern entgegen.

Ungeduldig, den Krieg zu beginnen, will Romulus noch vor Einbruch der Nacht sein Lager jenseits dem Liris aufschlagen. Er fand eine Durch-

furth, und bereitete sich über den Fluß zu gehen, als Abgesandte der Marser ihm entgegenkamen. Ihr Anblick ist ehrwürdig; ein langer Bart reicht ihnen bis zur Brust herab; auf ihren fast kahlen Häuptern waren nur noch wenige graue Haare; in der einen Hand trugen sie ein hölzernes Gefäß, in der andern einen scharfgeschliffenen Pfeil. So nahten sie sich mit ernsten und stolzen Schritten.

»König der Römer!« sprach der Aelteste, »was haben wir mit einander zu thun? Haben die Marser Deine Felder verheert; Deine Städte bedroht? Wer bist Du, was willst Du, und was verlangst Du von uns? Der König der Campanier hat uns unter dem Vorwande eingebildeter Rechtsansprüche, angegriffen, und er wird dafür bestraft werden. Dich kennen wir nicht; Du hast nie von uns etwas Uebles erfahren, und wir besitzen nichts, was Deine Habgier reizen könnte. Weißt Du, worauf sich die Gaben beschränken, welche die Götter den Marsern verliehen? unsere Rinder, einen Pflug, und diese Schale von Holz; dann noch diese Pfeile und unsere Keulen. Das ist alles, was wir für unsere Freunde und für unsere Feinde haben. Mit den Einen theilen wir, was unsere Felder und Herden uns geben, und diese Schale dient dazu, mit ihnen gemeinschaftlich Jupiter eine Libation zu bringen; den Andern senden wir unsere Pfeile entgegen, so wie wir sie erblicken, und unsere Keulen vertilgen sie, wenn sie es wagen, sich uns zu nahen. König der Römer! wähle jetzt zwischen dieser Schale und diesem Pfeile. Man sagt, daß Du der Sohn eines Gottes bist; ist dies, so beweise Dich menschlich;

bist Du aber nur ein Mensch, so zittere, Männer anzugreifen, die so stark sind, als Du, und gerechter, wie Du.«

»Ich habe nie gezittert,« erwiederte ihnen Romulus mit Augen, in denen ein wildes Feuer brannte, »und ich komme jetzt meinem Bundesgenossen beyzustehen, ohne mich um die Gerechtigkeit seiner Sache zu bekümmern, denn ich bin ein Sohn des Mars, und nicht ein Sohn der Themis. Kehre daher zurück, Alter, zu Deinem Volke; verkünde ihm den Krieg und das Römische Joch, und laß mir diesen Pfeil dafür zurück; er ist das schönste Geschenk, das Du mir zu geben vermagst, denn er verspricht mir Feinde zu finden, die meines Muthes würdig sind.«

Romulus riß bey diesen Worten den Pfeil aus der Hand des Greises; dieser aber sah ihn lange Zeit schweigend an, hob dann die Augen empor, als wolle er den Himmel zum Zeugen der Gerechtigkeit seiner Sache nehmen, und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Sogleich gab Romulus Befehl, über den Liris zu setzen, und das Lager auf dem Gebiethe der Marser aufzuschlagen.

Viertes Buch.

Unterdessen hofften die in dem geheiligten Marubischen Walde *) versammelten Marser noch auf den Frieden, bereiteten sich aber zugleich auch auf den Krieg vor. Der Rath der Greise, welcher dieses freye Volk regierte, hatte Abgesandte an die Bundesgenossen geschickt, um Hülfe von ihnen zu verlangen; die Jugend hatte zu den Waffen gegriffen, und zwanzigtausend Krieger, den Bogen oder die Keule in der Hand, erwarteten ungeduldig die Rückkehr der Gesandten.

Bald sah man sie mit gesenktem Haupte und düstern Blicken kommen, und langsam in die Volksversammlung treten. Man umringte sie, man fragte sie, man drang in sie zu antworten. »Ergreift Eure Keulen:« riefen sie, »Romulus hat den Pfeil gewählt. Schon lagert er auf unserem Gebiethe, und er wagte es von Knechtschaft zu sprechen.« Bey diesen Worten stießen alle einen Schrey des Unwillens

*) In der Gegend des jetzigen Lago di Celano im Neapolitanischen gelegen.

aus, und die erzürnten Krieger verlangten, daß man sie sogleich dem Feinde entgegenführen solle. Die Greise zügelten diesen Eifer; sie wollen erst die Ankunft der Bundesgenossen erwarten, und einen Feldherrn erwählen, der es würdig ist, dem gefürchteten Könige der Römer entgegengestellt zu werden.

Mehrere Krieger stellen sich dar, um diese Ehre zu erhalten. Unter ihnen sieht man den tapfern Aulus, einen Nachkömmling des Cacus, welcher statt Schwert und Wurfspieß, eine ungeheure Axt führte, die keiner der Marser zu erheben vermochte; ferner Pentheus, der eine gleiche Geschicklichkeit in beyden Händen besaß, und unter seine Vorfahren den unglücklichen Marsyas zählt, von welchem das Volk der Marser abstammt; Liger, dessen Schnelligkeit die des Hirsches übertraf, und der keine andere Waffen führte, als den scharfgeschliffenen Discus, den er so geschickt zu schleudern wußte, daß sein Wurf stets tödtlich war, und endlich den jungen Astor, den Schüler des Apollo, der sein ungeheures, in drey lange Spitzen auslaufendes Schild vor sich in die Erde pflanzte, und dann hinter diesem ehernen Walle hervor, seine Pfeile sendete, die ihn der Delphische Gott abzuschießen lehrte. Diese stolzen Bewerber erhoben sich zu gleicher Zeit, und begehrten den Oberbefehl, und die Krieger, welche sie gleichmäßig schätzten und liebten, stießen ein lautes Geschrey aus, und erklärten sich, die Einen für Liger, die Andern für Pentheus: die Reiterey will dagegen Aulus zum Führer haben, und die Bogenschützen begehren den Astor.

Die vier Helden messen sich einander mit wil-

den Blicken, und schon beginnt die Bitterkeit, sich in ihre Rede zu mischen; schon flammt der Zorn auf ihren Wangen. Jeder von ihnen rühmt seine Abstammung und seine Thaten, und würdigt die seiner Nebenbuhler herab. Die Beleidigung und die Zwietracht lassen sich zwischen ihnen nieder; sie bedrohen sich, sie fordern sich heraus, und Astor schwingt seinen Pfeil, Pentheus seinen Wurfspieß, Liger greift zu dem Discus, und der wilde Aulus erhebt seine furchtbare Axt.

Aber in diesem Augenblicke wirft sich der weise Sophanor, der Aelteste der Senatoren, zwischen die Streitenden, und hält sie zurück. »Was wollt Ihr beginnen!« ruft er aus; »wollt Ihr den Römern den Sieg erleichtern, indem Ihr die Marser ihrer Vertheidiger beraubt? Wie! Das eitle Verlangen, zu befehlen, verdrängt aus Eurem Herzen die heilige Liebe zu dem Vaterlande? Was soll aus diesem unglücklichen Lande werden, wenn seine besten Söhne ihre Waffen gegen sich selbst kehren? Hüthet Euch wohl, zu glauben, daß mich der Eigennutz leitet; ich beklage mich nicht, Euch auf eine Würde Anspruch machen zu sehen, die vielleicht meinen vieljährigen Diensten zukäme, und meinem Alter wohl anstehen würde. Nicht darin besteht der Ruhm, seines Gleichen zu befehlen, sondern den Feind zu besiegen; jeder auf andere Weise vergossene Tropfen Blut ist ein Raub an dem Vaterlande. Vermag Euer Blutdurst sich aber nicht bis zu der Ankunft der Römer zu gedulden, so wendet Eure Waffen gegen mich; ich habe zulange gelebt, da ich jetzt sehen muß, daß Helden und Brüder sich unter

einander erwürgen wollen. Tödtet mich, Marser, aber hört vorher noch meinen Rath: Eure Tapferkeit ist gleich groß; Eure Geburt und Eure Thaten ehren Euch ebenfalls auf gleiche Weise, und diese Gaben des Himmels sind es, die heute den Zorn unter Euch anfachen. Ihr habt keinen Anführer, und jeder von Euch verdient es zu seyn; so soll denn die körperliche Kraft entscheiden, wo die Gleichheit des Muthes keine Entscheidung herbeyzuführen vermag. Man befestige eine eiserne Kette an die Spitze jener alten Pappel; derjenige unter Euch, welcher mittelst dieser Kette den Baum zerbricht, oder dessen Wipfel bis auf die Erde niederbeugt, soll unser Führer seyn.«

Er sprach es, und die Krieger und das Volk riefen Beyfall. Die vier Bewerber legten ihre Waffen nieder, und schworen in Sophanors Hand, demjenigen zu gehorchen, der Sieger werden würde. In demselben Augenblick klimmten aber vier Marser den Stamm der Pappel hinan, und befestigten oben an der Spitze des Baumes eine lange und schwere Kette, deren breite Ringe dann mit einem dumpfen Klirren zur Erde herabfielen.

Die Greise lassen sich nieder, um den Wettstreit anzusehen, und dann zu urtheilen; die Trompeten geben das Zeichen . . . aber in diesem Augenblick vernimmt man einen Ruf, und sieht einen jungen Marser von hohem und majestätischem Wuchs und edlen Zügen daherschreiten. Er ist mit einem Löwenfelle bedeckt, dessen vergoldete Klauen sich über seiner Brust kreuzen. Der Kopf des Thieres, an welchem sich noch die weißen und blendenden Zähne

befinden, bildet den Helm dieses Kriegers, an seinen Beinen trug er mit starken Riemen befestigte Halbstiefeln, in seinem nervigen Arme schwang er eine knotige, mit Eisenstacheln besetzte Keule. Jung und schön wie Apollo, stolz und kräftig wie Mars, eilt er mit beflügelten Schritten mitten in die Versammlung; hier bleibt er stehen, stützt sich auf seine Keule, betrachtet die Greise, und spricht dann zu ihnen:

»Weise Senatoren! so lange ich den Glauben hegte, daß Klugheit und kriegerische Talente die ersten Eigenschaften eines Feldherrn wären, habe ich mich gehüthet, mich um eine Ehre zu bewerben, zu der meine Jugend mich unwürdig macht, aber Ihr entschiedet jetzt, daß die Kraft allein den Rang verleihen soll, und nun melde ich mich zum Wettstreit. Zwar vermag ich nicht, wie meine edlen Mitbewerber, mich meiner Geburt zu rühmen; Marser! ich habe keine berühmten Vorfahren, aber diese Löwenhaut, die mich bedeckt, bedeckte einst den großen Alciden, und diese Keule vertilgte die Lernäische Schlange. Seht da meine Ansprüche auf Adel. Mein Muth und meine Kraft, das sind die einzigen Rechte, die ich habe, um mich zu der Probe zu melden. Die Römer mogen über meinen Muth urtheilen, beurtheilt Ihr jetzt meine Kraft.«

Also sprach der großherzige Leo, und das ganze Heer stieß ein Freudengeschrey aus. Man looste nun, welcher von den Bewerbern zuerst den Versuch machen sollte, und der Nahme Pentheus war der erste den man zog, dann folgte, Astor, dann Liger, dann Aulus, und zuletzt Leo.

Die Trompeten tönten; der tapfere Pentheus ergriff die Kette, und zog gewaltig daran; aber der Stamm der Pappel blieb unbewegt, und kaum rührte sich das Haupt des Baumes. Erzürnt strengt Pentheus alle seine Kräfte an .... umsonst! voll inneren Grimm, und bedeckt mit Schweiß, muß er die Kette fahren lassen, und eilt, sich in die Reihen seines Heerhaufens zu verbergen.

Astor, der liebenswürdige Astor, tritt jetzt herzu, und das Verlangen, den Oberbefehl zu erhalten, läßt ihn vergessen, seinen Lehrer Apollo anzurufen; der erzürnte Gott verläßt aber in diesem Augenblicke seinen undankbaren Schüler, und der schöne Astor fühlt sich der Hälfte seiner Kräfte beraubt. Vergebens zieht er an der Kette, die Blätter des Baumes sind kaum bewegt.

Voller Freude eilt Liger auf die Pappel zu; mit beyden Händen erfaßt er die Kette in ihren Ringen, und alle seine Kräfte zusammenraffend, erschüttert er den Baum mit einem furchtbaren Zuge. Alle Aeste fahren gegeneinander wie durch einen Sturm bewegt, aber erschöpft, vermag Liger die Anstrengung nicht zu wiederhohlen, und sanft sich hin und herwiegend, nehmen die Zweige ihre vorige Stellung wieder ein, der brave Liger aber, zieht sich langsamer, als er gekommen war, zurück.

Jetzt erhebt sich Aulus, und alle Blicke wenden sich ihm zu. Er legt sein Schild bey Seite, schnallt den Harnisch ab, und zeigt der Versammlung seine breiten Schultern und seine nervigen Arme, die er über seinem Haupte zusammenschlägt, und so zweymahl mit einem wilden Lächeln um den

Baum herumgeht; dann springt er schnell auf denselben zu, ergreift die Kette, so hoch er nur mit den Händen langen kann, und reißt mit seinem ganzen Gewicht und seiner ganzen Kraft an der Pappel. Der Baum gibt nach, sein Gipfel neigt sich, schon stößt das Heer ein Freudengeschrey aus, aber die Pappel richtet sich wieder empor, und mit mehr Gewalt, als sie gebeugt wurde, sich erhebend, zieht sie den schrecklichen Aulus mit in die Höhe, der nun, an der Kette aufgehangen, mit ihr ein Spiel des Baumes war. Gezwungen, das Unternehmen aufzugeben, springt er herab, und ergreift schäumend vor Wuth seine Waffen, um sich hinter seinem Wagen damit wieder zu bekleiden.

Leo ist nur allein noch übrig. Er tritt hervor, und ruft den Herkules an: »Sohn des Jupiter!« spricht er, »gedenke der Gastfreundschaft, die Du bey den Vorfahren meiner theueren Camilla genossest, und blicke jetzt gütig von der Höhe des Olymp auf mich herab. Dieser Blick wird mich stärken. Sieger oder Besiegter, ich weihe Dir ein Opfer.«

Kaum hatte er dies Gebeth vollendet, so fühlt er eine neue Kraft durch seine Glieder strömen. Er tritt mit einem Fuß in den untersten Ring der Kette, ergreift sie oberhalb seinem Haupte mit beyden Händen, und beugt so, indem er seine ganze Stärke vereinigt, den Gipfel der Pappel zwar langsamer, aber tiefer zur Erde, als dies dem Aulus gelang. Kaum hat er aber diesen Vortheil errungen, so verdoppelt er seine Anstrengungen, ruft von neuem Herkules an, und nun, einen mächtigen Ruck gebend, bringt er den Baum zum Krachen, zerbricht

ihn, und stürzt mit der Kette zur Erde, während der dickbelaubte Gipfel der Pappel ihn ganz mit seinen Zweigen bedeckt.

Volk und Heer stießen ein lautes Geschrey aus, und der Senat erklärte Leo als Sieger. Leo erhob sich, übersprang mit Leichtigkeit den Haufen der um ihn herliegenden zerbrochenen Aeste, und sprach, sich zu den Kriegern wendend: »Gefährten! ich bin Euer Anführer. Ihr habt es beschworen, der Stärke zu gehorchen, aber die Stärke muß der Weisheit unterthan seyn; ich werde Euch führen, Sophanor jedoch soll mich führen. Er hat mehr Feldzüge mitgemacht, als Einer von Euch Gefechte; seine Erfahrung mag unsern jugendlichen Muth leiten. Sophanor, sey Du unser Haupt, Leo wird Dein Arm seyn.« Indem er dies sprach, ließ er sich auf ein Knie vor dem Greise nieder.

Die überraschten Marser glaubten einen Gott in Leo zu sehen, und Sophanor vergoß Thränen der Bewunderung. »Nein, mein Sohn!« rief er; »Dir gebührt es, unser Anführer zu seyn. Was werden die Marser unter der Leitung eines zweyten Alcid thun! Mein Sohn, Du hast das Alter nicht verachtet, und dafür werden die Götter Dein Haupt mit Sieg bekrönen. Ich sage es Dir voraus, und ich danke den Unsterblichen, daß sie mir noch so viel Kraft gelassen haben, um an Deiner Seite fechten zu können; daß ich noch Stimme genug besitze, um Dein Lob zu verkünden.«

»Mein Vater,« erwiederte ihm Leo, »für Dich unternahm ich die Probe; damit Du siegen solltest, verliehen mir die Götter den Sieg. Stelle Dich an

unsere Spitze, ich bitte, ich beschwöre Dich darum, und wenn meine Bitten hierzu nicht hinreichen, so erinnere Dich, daß Du Gehorsam geschworen hast; ich befehle Dir jetzt, uns zu führen.« Diese Worte bestimmten den Greis; er übernahm den Oberbefehl, aber er verlangte auch zugleich, daß Leo ihn mit ihm theilen sollte, und die Armee rief nun Beyde zu ihren Führern aus. Der alte Sophanor erschien nun bald mit einer alten Waffenrüstung bedeckt. Seine Jahre, sein ehrwürdiges Ansehen, sein langer weißer Bart flößten Ehrfurcht ein; sein junger Gefährte dagegen Schrecken. Beyde stellten jetzt die Truppen auf, ordneten den Marsch an, und erwarteten nur noch die Ankunft der Bundesgenossen.

Sie kamen; die Peligner, die Amiterner, die Frentanier und Caracener, stiegen von den Apenninen herab, und kamen, sich mit den Marsern zu vereinen. *) Um das Zeichen zum Abmarsch zu geben, ließ Sophanor nun den Drachen erheben, der den Marsern zum Feldzeichen dient.

Aber ein schreckliches Vorzeichen fesselt und ergreift das Heer mit eisigen Schrecken. Ein Adler erscheint in den Wolken, der in seinen Krallen einen furchtbaren Drachen hält, welcher blutend und zuckend sich noch zu wehren sucht, und mit seiner dreygespitzten Zunge den Vogel des Jupiters zu ver-

*) Die Peligner wohnten im heutigen Abruzzo citra im Neapolitanischen, die Amiterner im Abruzzo ultra, in der Nähe der jetzigen Stadt Aquila. Die Frentanier waren ein Volk saemitischer Herkunft; sie und die Caracener wohnten ebenfalls im Abruzzo citra.

wunden trachtet. Alle bleiben unbeweglich und schweigend stehen, um den Ausgang dieses Kampfes zu erwarten; aber nach wenigen Minuten schon durchbohrt der siegende Adler mit seinem schrecklichen Schnabel die grünlichen Schuppen seines Feindes, und wirft ihn, des Lebens beraubt, mitten in die Reihen der Marser.

Welch ein Vorzeichen war dies für diese Krieger! Leo, der sie Alle erblassen sah, nimmt den ersten besten Bogen zur Hand, zielt auf den Adler, verfolgt ihn mit seinen Blicken bis in die Wolken, drückte den gestählten Pfeil ab, und schoß den Adler herunter. »So,« rief er, »werde ich den Römischen Adler erlegen; so will ich die Völker rächen, die sie unterdrücken wollen. Marser! fürchtet nichts; das beste Zeichen ist immer die Gerechtigkeit der Sache. Ihr fechtet für das Vaterland, und Romulus für seinen Ehrgeiz. Geht getrost vorwärts, die Götter sind mit uns!«

Diese Worte, seine That, verjagen die Furcht aus dem Herzen; die neuermuthigten Marser lassen die Luft von ihrem Freudengeschrey wiedertönen; sie Alle halten sich unter Leo's Führung für unüberwindlich. So rückt das Heer voll Hoffnung und Vertrauen in großen Tagemärschen vor.

In der Lucinischen Ebene, die gegen Norden und Osten durch Hügelreihen, gegen Süden und Westen durch Wälder eingeschlossen ist, traf man auf den Feind. Romulus hatte hier, da er im Besitze der Wälder war, an deren Saume sein Lager aufgeschlagen; Sophanor und Leo schlugen das ih-

tige am Fuße der Anhöhen auf; der Fluß Fucinus *) trennte die beyden Heere.

Romulus ging sogleich bis zu dem Flusse vor, um die Stellung der Feinde zu erkundschaften. Er untersuchte die Gegend, welche sie inne hatten, verglich sie mit der, welche er besetzt hielt, maß die Ebene mit den Augen, beobachtete selbst den kleinsten Busch, ließ die Tiefe des Flusses erforschen, und eine Furth in demselben aufsuchen; nachdem er aber dies Alles gethan, kehrte er in sein Zelt zurück, versammelte die Führer seines Heeres, und kündigte ihnen an, daß er am folgenden Morgen mit dem Anbruch des Tages den Uebergang über den Fluß bewerkstelligen wolle. Die Führer schienen überrascht von diesem Entschluß zu seyn; aber Romulus setzte ihnen nun in wenig Worten seinen Angriffsplan auseinander, wies einem Jeden die Stelle an, wo er fechten, wo er den Feind hinziehen, was er thun sollte, wenn er siegte, und was, wenn er zurückgedrängt würde; kurz, er zeigte ihnen, daß er alles bedacht, alles geordnet hatte, um einen vollständigen Sieg zu erlangen; daß er im Falle einer Niederlage alles vorausgesehen.

Seine alten Feldherren bewunderten ihn, und Numa, trunken von Entzücken, vermochte seine Empfindungen nicht zurückzuhalten. So ist denn der so lange von ihm ersehnte Tag gekommen! der glückliche Tag, wo er sich würdig zeigen konnte,

*) Er fließt durch den See Fucinus, dem heutigen Lago di Celano im Abruzzo ultra.

Hersilia zu lieben. Er eilt in das Lager der Sabiner; er geht in jedes Zelt, er ruft jeden Führer, jeden Krieger bey seinem Nahmen; er kündigt ihnen die bevorstehende Schlacht an, umarmt sie, schmeichelt ihnen, zählt mit Seufzen die Stunden, die noch verfließen müssen, und murrt in seinem ungestümen Eifer über Romulus, daß dieser nicht heute noch den Uebergang versuchen will.

Während sich Numa aber noch so ganz den Gefühlen hingibt, welche ihn bewegen, sieht er eine Abtheilung Römer in das Lager zurückkehren, die mit dem Auftrage ausgesendet worden waren, ein Dorf zu überfallen. Ach! man hatte diesen grausamen Auftrag nur zu gut vollführt. Die Krieger bringen einen Haufen weinender Weiber, Greise und Kinder mit. Man hatte den Unglücklichen die Hände auf den Rücken gebunden, und mit gesenkten Häuptern und düstern, in Thränen schwimmenden Augen, schritten sie daher. Die Mütter, die Tochter, die Gatten sahen sich einander mit furchtsamen Blicken an, Keines wagte mit dem Andern zu sprechen, und ihre Versuche, sich einander zu nähern, um gemeinschaftlich mit einander weinen zu können, wurden von den rohen Soldaten vereitelt, die ihnen diesen traurigen Trost nicht gönnten, und bald durch Drohungen, bald durch Stöße mit ihren Speeren, bald durch das blutige Schwert selbst, ihre wankenden Schritte beflügelten. Die Barbaren! sie zeigten sich weniger unmenschlich gegen die Thiere, welche sie mit ihren Gefangenen im bunten Gemisch vor sich hertreiben; .... sie mißhandelten die Greise und die

Weiber, während sie die Rinder und die Schafe schonten, die sie ihnen geraubt hatten.

Numa konnte diesen Anblick nicht ertragen. Er verläßt alles, er vergißt alles, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Schon standen sie vor dem königlichen Zelte, wo sie, mit ihren Herden untermischt, den Ausspruch über ihr Schicksal erwarteten; da wirft sich Numa zu Romulus Füßen, und ruft: »O mein König! sieh' die Gräuel, welche man in Deinem Nahmen begeht; sieh' diese Unglücklichen, die man ihren Hütten entriß, die man mißhandelte, und mit Ketten belegte! Was haben sie gethan? welches Verbrechen begingen sie? ach! laß uns Deine Feinde vernichten, laß uns die hinopfern, die Dir widerstehen; im Gefechte mag Blut fließen, da entschuldigt die Gefahr die Grausamkeit; aber Unglückliche angreifen, die sich nicht vertheidigen, schwache Greise und Weiber besiegen, und sie dann noch beschimpfen, wenn man sie überwunden hat, das ist eine Niederträchtigkeit, das ist eine Barbarey, welche die Ewigen bestrafen werden! Sohn eines Gottes, Dir kommt es zu, Gerechtigkeit zu üben; gib die Gefangenen frey, sende sie in ihre Hütten zurück, gib ihnen...«

»Junger Mann,« unterbrach ihn Romulus, »ich vergebe dir Deine Unwissenheit. Diese Sclaven, diese Herden gehören nicht mir, sie gehören meinen Kriegern; sie sind der Lohn ihrer Tapferkeit, ihrer Mühen und ihres Blutes. Es ist meine Pflicht, diese Sclaven unter die Führer meines Heeres zu vertheilen; mögen dann diese

mit ihnen machen, was sie wollen. Damit aber Keiner sich beklagen darf, so soll das Loos über den Antheil eines jeden entscheiden.«

»Wohlan!« sprach Numa, und erhob sich, »ich bin einer dieser Führer, und so muß ich denn auch einen Theil von der Beute bekommen.«

Romulus erkannte sein Recht an; man brachte die Urne mit den Loosen, und, gleich einer muthigen Meuthe, welche einen jungen Hirsch erjagt hat, und jetzt ihr Opfer so lange unberührt läßt, als ihr Herr dabey steht, aber mit brennenden Augen, geöffnetem Rachen und ächzend vor Ermüdung und Freude den Augenblick erwartet, wo man es ihr ausliefern wird: versammelten sich nun die verschiedenen Führer des Heeres, um ihren Antheil an der Beute in Empfang zu nehmen.

Ceres aber, die über Numa wachte, und von der Höhe des Himmels herab seinen milden Gesinnungen Beyfall lächelte, lenkte die Loose, und ließ ihm den reichsten Antheil zufallen.

Sogleich nahm nun Numa seine Gefangenen, und ging mit ihnen, während ihre Herden ihnen folgten, dem dichten Walde zu, welcher das Lager umgränzte. Da errichtete er einen Altar von Rasen, bedeckte ihn mit Holz, um das Opfer zu verzehren, wählte eine junge weiße Kuh aus der Herde aus, goß Milch zwischen ihre Hörner, opferte sie, und legte sie ganz auf den Scheiterhaufen. Ehe er aber noch das Feuer anzündete, bethete er zu Ceres: »Tochter Jupiters! Dir bringe ich dieses Opfer; aber wehe Numa! wenn er den Glauben hegen könnte, daß Blut eines Thieres hinreichte, um ihm

Dein Wohlwollen zu erwerben. Nein! nicht dadurch, daß man Thiere hinschlachtet, erringt man sich die Gunst der Götter! die Hülfe, die man einem Unglücklichen gewährt, ist ihnen wohlgefälliger, als eine ganze Hekatombe. Empfange denn, o Ceres! eine Dir würdigere Gabe.« Er wandte sich jetzt zu seinen Gefangenen. »Arme Unglückliche!« sprach er, »geht, Ihr seyd frey. Man hat Euch Euer Eigenthum geraubt; nehmt, was ich Euch wiederzugeben vermag. Ich schenke Euch diese Herden, theilt sie unter Euch, kehrt zu Euren Wohnungen zurück, und segnet den Nahmen Ceres, denn sie ist es, die Euch befreyt.«

Er sprach es, und die Armen wissen nicht, ob nur ein Traum sie umgibt. Mit gebeugtem Nacken, mit gefaltenen Händen, mit offenem Munde bleiben sie stehen. Noch sprach Numa, da stieg eine Flamme vom Himmel herab, umkreiste dreymahl sein Haupt, und ergriff dann das Holz auf dem Altare. Es entzündete sich; glänzend stieg die hohe Flamme zu den Wolken hinauf, der Donner rollte, die Wolken spalteten sich, und ein goldenes Schild fiel zu Numas Füßen herab, während eine starke Stimme, stark wie der Ruf eines Heeres, die Worte aussprach: »Der Träger dieses Schildes wird unüberwindlich seyn. Numa! die Götter wachen über Dir; man gefällt ihnen nur, wenn man menschlich handelt.« Der Donner schwieg jetzt, die Ruhe kehrte in die Lüfte zurück, und das Opfer war nur noch ein Haufe Asche; aber ein sanfter Wohlgeruch, der den Wald durchzog, zeigte, daß eine Gottheit mit Numa gesprochen hatte.

Der Jüngling, welcher bisher mit dem Gesichte zur Erde niedergeworfen dagelegen hatte, erhob sich, und fühlte in seinem Herzen jene reine Freude, welche immer eine gute Handlung hinterläßt. Er besah jetzt den Schild; es war von reinem Golde und bogenförmig auf Thracische Art ausgeschweift. Mit bewunderungswürdiger Kunst waren alle Ereignisse während der Herrschaft Asträas auf Erden — dieser schönen Herrschaft, deren Andenken mehr, als das aller anderen aus dem Gedächtniß der Menschen entschwunden ist, weil nichts sich schneller vergißt, als das Gute — darauf dargestellt. Auf einer Seite sah man ein von Hungersnoth heimgesuchtes Volk, wie es von seinem Nachbarvolke mit der Hälfte von dem, was dieses besitzt, unterstützt wird; dort sah man Brüder, wie sie einträchtig ihr Erbe mit einer verlassenen Waise theilten; weiterhin war ein Vater, umringt von seinen Kindern, in der Ernte beschäftigt, während er geheim, und ohne daß es ein Anderes sah, den ihm folgenden armen Aehrenlesern Garben von seinem Reichthume zuwarf. Ueberall zeigte der himmlische Schild Handlungen der Tugend und der Wohlthätigkeit, und ohne Zweifel hatte der unsterbliche Verfertiger desselben geglaubt, daß man besonders inmitten der Drangsale des Krieges, den Menschen die Menschlichkeit anempfehlen muß.

Während Numa noch voll Ueberraschung die schöne Arbeit bewunderte, bildeten die von ihm befreyten Gefangenen zu seinen Füßen ein würdiges Seitenstück zu den Darstellungen auf dem himmlischen Schilde. Auf ihren Knien vor Numa, die

Hände gen Himmel erhoben, bezeigten sie ihm durch ihre Thränen und ihre von Schluchzen unterbrochenen Worte ihre Dankbarkeit und ihre Freude. Die Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, um ihnen ihren Retter sehen zu lassen; die Weiber und Mädchen küßten sein Gewand; die Greise weissagten ihm ein schönes Loos, und alle segneten ihn mit Thränen in den Augen, während der Aelteste aus ihrer Mitte sich hervordrängte, und, gestützt auf seinen Knotenstab, Folgendes zu ihnen sprach:

»Mögen Dir, Jüngling! die Götter vergelten, was Du an uns thust. Wir waren nie die Feinde Deines Volkes; arme Hirten auf den Gebirgen zwischen dem Lande der Marser und der Herniker, leben wir dort, zwar oft von ihnen bedrückt, doch unabhängig von diesen beyden Völkern. Wir sagten dies den Soldaten des Romulus, aber dennoch behandelten sie uns als Feinde, obschon sie es gewiß wußten, daß wir es nicht waren; Du hieltest uns dagegen für Deine Feinde, und behandelst uns wie Deine Brüder. Dafür werden Dich die Götter beschützen, und wenn sie Dich vielleicht einmahl prüfen, so wirst Du nicht unterliegen. Lebe wohl, und erinnere Dich der Rheater, so nennen wir uns, und wenn Du einst in unsere Berge kommst, dann wirst Du hören, wie unsere Enkel noch den Nahmen Numa segnen werden.«

Nachdem er dies gesprochen, ließ der Greis seinen Landsleuten die Herden theilen, welche Numa ihnen schenkte; der junge Held entzog sich aber den Ausbrüchen ihrer Dankbarkeit, nahm sein goldenes Schild, und kehrte nachdenkend in das Lager zurück.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Er dachte an Hersilia; voll Hoffnung und Liebe überließ sich sein Herz ganz seinen Gefühlen, und unbewußt lenkten sich seine Schritte zu dem Zelte der Fürstinn. Angekommen an den Eingang, wagte er es nicht, über die Schwelle zu treten; er blieb stehen, seufzte, und zitterte den Fuß vorzusetzen. Dieser Krieger, der an seinem Arme ein Schild trägt, das ihn unüberwindlich macht, dieser Held, der ohne zu beben, in das Lager der Feinde dringen würde, wagte es nicht, die Purpurdecke zu erheben, die den Eingang zu dem Zelte der Geliebten schließt. —

Endlich schiebt er die Leinewand zurück, und seine furchtsamen Blicke suchen Hersilia; sie ist nicht da. Dreister hierdurch, tritt er nun mit festerem Schritte in das Heiligthum, und überall erblickt er Spuren von ihr. Da sind ihre Waffen, ihre Wurfspieße, ihr Bogen; dort liegen ihre goldene Lyra, ihre Gewänder und die Löwenhaut, die ihr zum Lager dient. Numa bleibt unbeweglich stehen; er wagt nichts von dem, was er sieht, anzurühren; aber er kann auch nicht die Blicke davon wegwenden. Eine sanfte Schwärmerey bemächtigt sich seiner, er vermag sich nicht mehr aufrecht zu erhalten und zitternd läßt er sich auf einen Sessel nieder, auf welchem Hersilia gesessen hat. Er athmet die Luft, welche sie athmete, und diese Luft berauscht ihn; seine Sinne verwirren sich; er fühlt seine Brust beengt, und brennende Thränen benetzen sein Gesicht.

Plötzlich durchtönt ein tausendstimmiger Ruf das Lager; die Trompeten schmettern; ein furchtbarer Lärm schallt aus dem Quartiere des Romulus. Mit

verwirrten Blicken und fliegenden Haaren stürzt Hersilia herein, und ruft: »Zu den Waffen!« Sie nimmt ihren Helm, ihre Wurfspieße, und ohne Schild und ohne Brustharnisch, will sie zurück in das Gefecht eilen. »Fürstinn!« ruft Numa, indem er sie zurückhält, »ich eile, die Sabiner unter die Waffen zu rufen, aber nehmt dies Schild, das Geschenk einer mächtigen Göttinn; indem es Euch beschützt, erhält es mir mein Leben.« Er sprach es, und ohne eine Antwort zu erwarten, läßt er ihr den Schild, und eilt zu seinen tapfern Kriegern.

Es war Leo, der diesen Lärm bewirkte. Sobald er sich so nahe bey den Römern sah, hatte er den Plan gefaßt, sie zuerst anzugreifen. »Weiser Sophanor!« sprach er zu seinem Gefährten, »Du kannst gewiß seyn, daß Romulus uns morgen angreift; unsere Ehre erfordert, daß wir ihm zuvorkommen. So wie der Abendstern erscheint, werde ich mit dreytausend Mann das Lager verlassen, den Fluß durchschwimmen, und Tod und Verderben bis in das Zelt des Romulus tragen. Begünstigt das Glück mein Unternehmen, so denke ich, ein noch wichtigeres auszuführen.«

Sophanor umarmte ihn, und ging mit ihm zugleich die dreytausend Marser auszuwählen; er bewaffnet sie mit kurzen Schwertern, Helmen ohne Federbüschen, und geschwärzten Schilden. Zugleich stellt er ihnen die Ehre vor, Leo zu folgen. So wie die Finsterniß die Erde deckte, rückte Leo mit ihnen aus, ging den Fluß hinan, durchschwamm ihn, stellte seine Krieger dann wieder in Ordnung, ermuthigte sie, und hauchte ihren Seelen alle die Kühn-

heit ein, die ihn selbst belebte, und die braven Krieger gingen, und eng aneinander geschlossen, das tiefste Stillschweigen beobachtend, und mit dem festen Vertrauen, unter ihrem Führer zu siegen, mit schnellen und leisen Schritten dem Lager des Romulus zu.

Sie kamen an die Vorposten, und hieben diese, ehe sie noch Widerstand leisten konnten, nieder; die zweyte Vorpostenreihe hatte dasselbe Schicksal; so drangen sie, ohne entdeckt, ohne angehalten zu werden, bis zu den Zelten des Römischen Königs vor, wo sie nun, mit einem wilden Geschrey, Alles vor sich niederstürzten, und Schrecken und Verwirrung bis zu der Lagerstätte des Königs verbreiten.

Allein in seinem Zelt überdachte sich Romulus den Angriffsplan zu dem morgenden Tag. Bey dem ersten Lärmen springt er auf, horcht, und bebt vor Zorn zusammen, als er das Geschrey der Sieger vernimmt. Wüthend, von Barbaren überfallen worden zu seyn, stürzt er den Helm auf das Haupt, nimmt sein Schild und ein Paar Wurfspieße, und eilt, sich mitten in das Getümmel zu werfen. Er fliegt hin, er ruft die Seinen, und schlägt Alles vor sich nieder. Seine donnernde Stimme tönt von einem Ende des Lagers zum andern; seine Krieger eilen haufenweise herbey; Horatius, Misen, Brutus, Abas kommen in Waffen, und finden ihren tapfern König allein den Feinden widerstehen. Schon hat seine zermalmende Hand den muthigen Opheldes, den tapfern Aulastor, Sopharis und Corinäus in den Staub gestreckt, als Pentheus, der unglückliche Pentheus, sich naht, um mit seinem Leben die Ehre

zu bezahlen, Roms Königs angegriffen zu haben. Sein Wurfspieß hat den Harnisch des Romulus durchbohrt, aber der des Romulus trifft Pentheus Herz. Die erschrockenen Marser fühlen bey diesem Anblick ihren Muth wanken; sie greifen nicht mehr an; sie vertheidigten sich nur noch, und, gedrängt von allen Seiten, rufen sie nach Leo.

Leo, der bis zu dem Zelte des Romulus vorgedrungen war, erschien im Augenblick. In einer Hand hielt er seine Keule, und in der andern ein brennendes Reißbündel. Bey diesem Anblick stutzen die Römer, und die Marser stoßen ein Freudengeschrey aus. Der stolze Leo stellt sich an ihre Spitze; er wirft den Feuerbrand in die Römischen Zelte, und schnell wie der Blitz, theilt sich die Flamme mit; die Leinewand flackert empor, und das Holz knistert. Leo, für den die Gluth noch zu langsam ist, vermehrt sie, indem er mit seiner Keule dazwischen schlägt. Er stürzt sich durch die Flammen; Abas, Massicus und Tibur werden von ihm hingeopfert; Talassius sinkt unter seinen Streichen; der tapfere Misen hält ihn einen Augenblick auf, aber schnell stürzt ihn Leo zu seinen Füßen nieder, und wohin er dringt, da breitet er Tod und Verwüstung um sich her, und bahnt sich einen Weg durch die Flammen. So stürzt sich die glühende Lava von dem Gipfel des Aetna in kochenden Strömen auf die Felder, indem sie alles mit sich fortreißt und zerstört, und Steine, Bäume und Felsen in ihren brennenden Wogen verschlinget.

Bey diesem Anblicke schüttelt Romulus seine Wurfspieße, wirft sein ungeheures Schild auf die

Schultern, und dringt durch das Gewühl, um sich Leo zu widersetzen. Jetzt erreicht er ihn, er will sprechen, aber der Zorn erstickt seine Stimme. Mit funkelnden Augen mißt er den Gegner, und erforscht die Stelle, wo er ihn am besten verwunden kann, und nun den stärksten seiner Wurfspieße erhebend, schleudert er ihn auf Leo. Die Haut des Nemäischen Löwen wäre vielleicht durchbohrt worden, vielleicht hätte dieser schreckliche Wurf den Thaten des jungen Helden auf immer ein Ziel gesetzt; aber Romulus Speer begegnet auf seinem Wege der schweren Keule, womit Leo die Römer niederschlägt, und indem er durch die Knorren und Eisenspitzen, womit sie besetzt ist, dringt, reißt er die Keule aus der Hand ihres Herrn.

Entwaffnet steht Leo da und blickt um sich her, da gewahrt er einen ungeheuren Stein, den man nicht aus dem Felde hatte schaffen können, und der den Ackerleuten zum Marksteine diente. Er ergreift ihn, reißt ihn aus der Erde, hebt ihn hoch über sein Haupt und schleudert ihn auf seinen Feind.

Getroffen sinkt Romulus nieder. Seine Krieger eilen herbey, aber er vermag nicht mehr, sich auf den Füßen zu erhalten. Zerschmettert durch den furchtbaren Wurf, speyt er ein dickes und schwarzes Blut aus, und sein Kopf und seine Arme hängen kraftlos zur Erde herab; ohne Bewegung, beynahe ohne Leben, trägt man ihn in demselben Augenblicke in ein Zelt, wo Hersilia und Numa, an der Spitze der Sabiner, ihm zu Hülfe eilen.

Fünftes Buch.

Wie ein ungeheures Felsenstück, das sich von dem Gipfel eines Berges losreißt und mit schrecklichem Geräusche in das Thal stürzt, in seinem Sturze aber seine Kraft verdoppelt und Alles mit sich fortnimmt oder zerschmettert, was es auf seinem Wege findet, während die Nymphen und die erschrockenen Hirten mit Geschrey fliehen, die zerstreuten Herden in die Thäler eilen, und die entsetzten Arbeiter auf dem Felde, von Furcht erstarrt, unbeweglich dastehen; endlich aber das immer gewaltiger werdende Felsenstück in seinem Fall auf zwey starke Eichen trifft, die neben einander gewachsen ihre Wurzeln und ihre Stämme seit hundert Jahren mit einander verschlangen, und von ihnen aufgehalten und dadurch die Hirten und die Herden gerettet werden: so wird jetzt Leo durch Hersilia und Numa aufgehalten.

Die stolze Amazone, bedeckt mit dem himmlischen Schilde, war die erste, welche ihn angriff. »Barbar!« rief sie, »es ist Jupiter, der Dich mir überliefert; Deine Stunde naht, geh' und rühme

Dich in der Unterwelt, den großen Romulus verwundet zu haben.« Indem sie dies sprach, schleuderte sie mit aller ihrer Kraft einen knotigen Speer nach ihm; aber ihr Zorn verhindert sie, ihm die gehörige Richtung zu geben. Das Eisen fliegt, und streift an Leos Seite vorbey, und durchbohrt den tapfern Telon, der eben dem von ihm erlegten Aruncus seine Rüstung nahm. Ohne die Fassung zu verlieren, riß Leo den Speer aus Telons Körper, und Hersilia mit einem verächtlichen Lächeln betrachtend, sprach er: »Ich gebe Dir Deine Waffen wieder; lerne sie besser gebrauchen.« Mit diesen Worten schleuderte er den Speer zurück, und Numa, der zärtliche Numa, wirft sich dem Eisen entgegen. Er vergißt, daß der himmlische Schild ihr Leben beschützt, und sein Körper scheint ihm eine sichere Wehr zu seyn. Der Speer trifft mitten auf seine Brust; die Spitze durchbohrt das Gold und das Erz seines Panzers, und verletzt noch den großmüthigen Liebenden, dessen Waffen nun von einem purpurnen Strome befeuchtet werden. Numa, der sein Blut fließen sah, dachte nur an Hersilia; je schrecklicher die Gefahr war, je mehr dankte er den Göttern, die Geliebte bewahrt zu haben; aber bald wich dies Gefühl dem Verlangen, sie zu rächen. Er stürzt auf Leo zu, doch ein Strom von Fechtenden trennt Beyde; vergebens suchen sie sich einander lange Zeit auf; sie können sich nicht mehr erreichen.

Jetzt wirft sich Numa auf die Marser, und wie der Schnitter die Aehren, läßt er sie unter seinen Streichen fallen. Immer neben Hersilia ficht er mit einer Hand, während er mit der andern die Streiche

abwehrt, die ihr drohen; sie überläßt sich dagegen ganz ihrer Wuth; Oeres, Opiter, Soractor, und der junge Almeron, die einzige Hoffnung, der einzige Sohn der unglücklichen Almeria, sinken unter ihrem Stahle. Ach! die zärtliche Mutter hatte dies Schicksal vorausgesehen!

Als die Marser sich versammelten, um gegen die Römer zu ziehen, war der vierzehnjährige Almeron dem Hause seiner Mutter entflohen, um sich zu dem Heere zu begeben. In demselben Augenblicke, als dieses aufbrach, langte die bekümmerte, ihren Sohn suchende Mutter an, und fragte die ihr Begegnenden nach ihm. Almeron sah sie, und suchte sich in den hintersten Reihen zu verbergen; aber, wo dringt das Auge einer Mutter nicht hin? Almeria erblickte ihn, eilte auf ihn zu, schloß ihn in ihre Arme, und benetzte ihn mit ihren Thränen, während Almeron bleich, die Augen niedergeschlagen, die Stirne nicht zu der zu erheben wagt, deren Vorwürfe er fürchtet, und die nun schluchzend zu ihm spricht: »Mein Sohn, mein theurer Sohn! mein einziges Glück! Du fliehst von mir? Du kannst Deine Mutter verlassen? und was willst Du im Gefechte? Noch vermag Dein schwacher Arm kaum den Wurfspieß zu schwingen; der Pfeil, welchen Du vom Bogen sendest, tödtet kaum die junge Hindinn, und Du willst dich jetzt mit Roms furchtbaren Kriegern messen? O mein Kind, mein theures Kind! warte wenigstens so lange, ehe Du Deine Mutter verläßt, bis Du ihrer nicht mehr bedarfst; verschiebe es, mir den Tod zu geben, bis Du ohne mich zu leben vermagst. Du weinst, Du umschlingst

Staatl. Bibliothek Passau

mich, und dennoch versprichst Du mir nicht, Deinem grausamen Vorhaben zu entsagen? und Ihr Marser, Ihr könnt dies sehen, und habt eine Mutter gehabt? . . . Wohlan! so gebe man auch mir Waffen, und ich werde meinem Sohne folgen; ich werde seine Gefahren theilen, ich werde ihn mit meinem Körper bedecken, und man soll sehen, welchen Muth die mütterliche Liebe verleiht.«

Von diesem Tage an hat Almeria den geliebten Sohn nicht mehr verlassen, und Leo, der Beyde liebte, hatte ihnen verbothen, sich nicht von ihm zu entfernen. Wenn der junge Almeron seinen Pfeil abgeschossen hatte, dann kehrte er immer zu seiner Mutter und seinem Feldherrn zurück, um sich hier bey diesen in Sicherheit zu setzen; aber in dieser unglücksvollen Nacht wurden sie von Leo getrennt; die schreckliche Hersilia begegnete ihnen, und trotz dem Geschrey, trotz den Anstrengungen Almeriens, stieß die Grausame ihr Schwert in die Brust eines schwachen Kindes. Almeron fiel wie eine zarte Blume, die bey ihrem ersten Erblühen gepflückt wird; ehe seine Augen brachen, suchte er mit seinen Blicken noch die seiner Mutter; die unglückliche Mutter sah ihn, und starb, ohne von einer Waffe getroffen worden zu seyn.

Weniger grausam, aber nicht weniger furchtbar, opferte Numa nur die, welche ihm widerstanden. Hispon, Marsenna, Privernus verhauchten unter seinen Streichen; Nasamon und Seralpin sinken in den Staub; aber jetzt naht sich ihm der tapfere Liger, und schleudert seinen furchtbaren Discus nach ihm. Es wäre um Numa geschehen gewe-

sen, wenn er nicht den Kopf zeitig genug gebeugt hätte; der scharfgeschliffene Discus schnitt die Sphinx, die auf seinem Helme glänzte, ab, und ließ die beyden Purpurfedern, die denselben zierten, weithin fliegen. Numa stürzte sich auf Liger, und zerbrach seinen Speer in seiner Brust; dann zu dem schrecklichen Schwerte des Pompilius greifend, zerspaltete er dem Orimanthes das Haupt, hieb Targon die rechte Hand ab, stürzte Querceus zu Boden, und so die Marser drängend und angreifend, zwang er sie endlich, fliehend das Feld zu räumen. Leo allein blieb noch.

Verlassen von allen den Seinigen, bemerkt Leo es nicht einmahl, daß er allein ist; er hat seine Keule wiedergefunden, und bedarf jetzt kein Heer mehr; aber die Sabiner umringen ihn, und der schreckliche Useus dringt auf ihn ein, und ruft mit donnernder Stimme: »Hier ist nicht die Versammlung der Marser, wo es hinreicht, einen Baum zur Erde zu biegen, um Feldherr zu werden; Du mußt sterben, mir entgehst Du nicht.« Leo hört ihn, und lächelt; er weicht mit einer leichten Bewegung dem Wurfspieße aus, den Useus gegen ihn schleudert, stürzt sich dann auf ihn, ergreift ihn in der Mitte des Körpers, drückt ihn an sich, und erstickt ihn so in seinen nervigen Armen; dann wirft er ihn zur Erde nieder, setzt den Fuß auf seinen noch zuckenden Leichnam, und das Haupt stolz erhebend, blickt er ruhig auf diesen Kreis von blutigen Schwertern, von denen er umgeben ist. Unzugänglich der Furcht, wählt er mit festem Auge die Stelle, wo er durchzubrechen gedenkt; dann, ent-

schlossen, sich zurückzuziehen, stürzt er auf die, welche ihm den Weg vertreten, drängt sie auseinander, schlägt sie mit Keulenschlägen nieder, und entfernt sich langsam, wie sich ein noch hungernder Wolf von der Schafherde entfernt; dreymahl aber bleibt er stehen, wendet sich, und treibt dreymahl die Scharen zurück, die ihn verfolgen. Bald erreicht er seine fliehenden Krieger; seine donnernde Stimme hält sie auf; er sammelt sie aufs neue, stellt die Ordnung in ihren Reihen wieder her, und allein den Raum ausfüllend, welcher sie von den Römern trennt, setzt er zwischen den beyden Armeen seinen Weg fort, indem er die eine bedeckt, und die andere zurückhält.

Numa, erzürnt über diese Thaten, die er bewundert, will Leo angreifen; aber ein Geräusch, welches er am jenseitigen Ufer des Flusses vernahm, erregte seine Aufmerksamkeit. Es war der alte Sophanor, der an der Spitze seines Heeres vorrückte, um den Rückzug seines Gehülfen zu decken. Die Marser stellten sich als wollten sie den Fucin überschreiten, und um dies zu verhindern, ist Numa gezwungen, Leo fahren zu lassen, und so gelingt es diesem schrecklichen Krieger mit den Ueberresten seiner Schar, glücklich das Lager verlassen zu können, in welches er Tod und Verwirrung trug.

Der kluge Sophanor hielt, wohlerfahren in der Kunst des Krieges, sein Heer bis zum ersten Strahl des neuen Morgens an dem Flusse aufgestellt, und auch Numa und die Sabiner verlassen, trotz der Anstrengungen dieser schrecklichen Nacht, das andere Ufer nicht. Mit Anbruch des Tages zog aber

Sophanor, gewiß, daß Leo nun Zeit gehabt hatte, seinen Plan auszuführen, seine Scharen zurück, und Numa führte die Seinen wieder in ihre Zelte.

Von diesem Augenblicke an beschäftigt er sich nur noch mit den Verwundeten; Marser oder Römer, gleichviel, alle werden von ihm bedacht, denen Hülfe noch nützen kann. Mit demselben Eifer, mit welchem er während dem Gefecht diejenigen aufsuchte, welche Widerstand leisteten, sucht er jetzt die auf, welche noch athmen. Er denkt nicht mehr an den Ruhm; er will nur menschlich seyn, und die überwundenen Feinde sind ihm Brüder geworden.

Nachdem er diese heilige Pflicht erfüllt, und sich selbst davon überzeugt hat, daß seine braven Sabiner sich der Ruhe überlassen können, begibt er sich in das Zelt des Romulus, ohne sich Zeit zu nehmen, an seine Wunde zu denken: das Verlangen, Hersilia wiederzusehen, war das dringendste, das er empfand. Er kömmt in dem königlichen Zelte an, und sieht hier Romulus, umgeben von seiner Tochter und seinen Feldherren, mit blutigen Binden umwunden, auf einer Leopardenhaut liegen. Weniger beschäftigt mit seinem Uebel, als mit der Lage seines Heeres, beobachtete Roms König ein finsteres Schweigen, das er nur erst bey Numa's Anblick unterbricht. »Ich habe auf Dich gewartet, tapferer junger Mann,« ruft er ihm zu. »Ich kenne schon Deine Thaten, und weiß, daß Du allein mein Heer gerettet hast. Tritt näher, und umarme mich, Dein Ruhm mildert meine Schmerzen.« Numa ließ sich auf ein Knie nieder, und küßte die

Hand des Königs. »Stehe auf,« sprach Romulus, »und höre, was ich Dir jetzt vorschreibe.«

»Die Barbaren haben uns überfallen, und der Zustand, in welchen ich mich jetzt befinde, zwingt mich, meine Rache zu verschieben. Wenige Tage werden hinreichen, mir meine Kräfte wiederzugeben; aber während dieser Zeit muß mein Lager vor jedem Angriffe geschützt seyn. Gehe daher, tapferer Numa, nimm zehn Cohorten mit, führe sie in den Wald, und laß fünfzigtausend Pfähle, von der Höhe eines Mannes, fällen, und an beyden Enden scharf zuspitzen. Du, Metius, läßt während der Zeit einen breiten und tiefen Graben, welcher mein Lager in einem vollkommenen Viereck umgibt, machen, so daß auf jeder Seite des Vierecks in der Mitte der Linie nur ein Eingang bleibt. Du wirst hierzu meine Latiischen Legionen anwenden; sie haben am wenigsten bey dem Ueberfall in dieser Nacht gelitten. Geht; ehe noch der Abend kömmt, muß alles im Stande seyn; dann kehrt zurück, um meine ferneren Befehle zu vernehmen.«

Er hatte dies kaum gesagt, so vollstreckten auch Metius und Numa schon, was er geboth. Der vorsichtige Romulus ließ die Pfähle in engen Zwischenräumen nebeneinander in den Graben einschlagen, und sie so fest mit einander verbinden, daß man sie nicht herauszureißen vermochte; dann ließ er sie mit Erde bedecken, und indem er ihre Spitzen mit der Oberfläche des Bodens gleich machte, umgab er sich auf diese Art mit einem Walde von Spießen. Metius und Numa vollendeten diese Arbeit innerhalb drey Tagen. Vor den vier Thoren des La-

gers ließen sie acht Schanzen, mit Kriegern besetzt, errichten, und die Römer konnten nun so sicher in ihrem Lager, als wären sie in ihrer Stadt, bewundern, wie das Genie eines Einzigen Tausende erhalten oder verderben kann.

Ruhig hatte am andern Ufer Sophanor die Arbeiten der Römer mit angesehen, ohne ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Diese Unthätigkeit machte Romulus besorgt, er konnte die Ursache davon nicht begreifen. »Was macht denn der schreckliche Leo?« sprach er; »ach! gewiß ist er zufrieden, Roms König verwundet zu haben, aber Romulus ist deswegen noch nicht überwunden; der Krieg ist kaum angefangen. Warum versucht dieser Tapfere, der so geschickt in nächtlichen Ueberfällen ist, nicht mein Lager zum zweyten Mahle anzuzünden? O Jupiter! o Mars! mein Vater, noch einige schmerzenvolle Tage, und dieser Arm wird seine Kraft wieder haben, und Romulus wird sich dann nicht mehr hinter Verschanzungen verbergen dürfen.«

So sprach Romulus noch, als ein Campanischer Krieger mit Blut und Staub bedeckt vor ihm erschien. Athemlos kam er von Auxanum, wo sich der König von Capua eingeschlossen hatte. »Was bringst Du mir?« rief ihm Romulus entgegen. »Haben die Samniter die Apenninen überschritten? ist mein Bundesgenosse in seiner Stadt belagert?« — »Euer Bundesgenosse,« erwiederte der Krieger, »ist gefangen. Leo, der schreckliche Leo, ist in dem Augenblicke vor den Mauern von Auxanum erschienen, wo wir ihn mit Euch im Handgemenge glaubten. Er hat die Stadt und den König genommen,

und sich dessen Schätze, dessen Truppen und dessen Vorräthe bemächtigt. Nicht zufrieden mit diesem Erfolge, hat er dann das Heer überfallen, welches die Samniter an dem Ausgange der Apenninen aufhielt; er hat dies Heer zerstreut, und jenen furchtbaren Feinden den Durchgang frey gemacht.«

Bey dieser Nachricht ließ Romulus den Kopf auf die Brust sinken, antwortete keine Sylbe, und blieb unbeweglich sitzen; aber bald rief ihn der helle Ton der Hörner und Trompeten, welcher vom jenseitigen Ufer zu ihm herüberdrang, aus seiner Betäubung. Es war Leo, der unüberwindliche Leo, welcher den gefangenen König von Capua mit viertausend Kriegsgefangenen, einer unermeßlichen Beute, und das prächtige Heer der Samniter, in Sophanors Lager führte. Unter dem Lärm tausendfacher Fanfaren sah man sie durch die Ebene ziehen. Glänzend in Goldschmuck, ritt der Campanische König auf einem prächtigen Rosse; mit seiner Löwenhaut bedeckt, schritt Leo, umringt von seinen tapfern Marsern, zu Fuß neben ihm her; zwanzigtausend, in glänzenden Stahl gekleidete Samniter schlossen diesen triumphalischen Einzug.

Bald erheben sich die Zelte der Samniter neben denen von Sophanors Heer; die beyden Armeen waren nun vereinigt, und so wie die Nacht ihre Schleyer ausbreitete, flammten zahllose Feuer an den Ufern des Flusses auf, und hielten die Römer wach, indem sie ihnen einen neuen Ueberfall fürchten ließen.

Die tapfern Römer, die sonst immer nur ein Freudengeschrey ausstießen, wenn sie den Feind sa-

hen, beobachten diesmahl bey Erblickung dieses schrecklichen Lagers ein düsteres Schweigen. Unruhig sahen die Soldaten einander an. Die Führer wagen es nicht ihre Befürchtung mitzutheilen, und Aller Augen wenden sich auf Romulus. Man verdoppelt die Wachen, und hält sich zum Kampfe bereit; trotz der Stärke der Verschanzung, trotz der Tapferkeit und Zahl der Truppen, mahlt sich die Unruhe auf jedem Gesichte.

Romulus selbst ist nicht frey davon; aber er gibt sich das Ansehen der Ruhe. Gestützt auf einen langen Speer, und wegen seiner Wunde mit langsamen Schritten dahergehend, untersucht er das Lager nach allen Seiten hin, spricht den Kriegern Muth ein, und obschon sein Herz voll Traurigkeit ist, so dankt er doch mit lauter Stimme den Göttern dafür, daß sie ihm seine Feinde auf einmahl überliefern.

Unterdessen wird auf einen geheimen Befehl der Kriegsrath versammelt. Metius, Valerius, der weise Catillus und der einsichtsvolle Brutus nehmen, nebst mehreren andern erfahrenen Feldherren, ihren Platz neben dem Monarchen ein. Die schöne Hersilia ist durch ihre Geburt, der junge Numa durch seine Thaten mit dazu berufen. Vor dem Eingange des königlichen Zeltes stehen Lictoren, und halten die Neugierde zurück. Jetzt legt Romulus die erzwungene Heiterkeit ab, die er vor seinen Kriegern zeigte, und betrachtet mit unruhigen Blicken seine tapfern Waffengefährten. »Eure Rathschläge,« spricht er, »waren mir immer nützlich; heute sind sie mir nothwendig. Unsere Feinde,

die Sieger meiner feigen Verbündeten, sind uns an Zahl dreyfach überlegen. Allerdings kann ich ihnen hinter meinen Verschanzungen widerstehen; aber wenn sie den Fluß überschreiten, wenn sie mich belagern, dann werden uns, ehe acht Tage vergehen, die Lebensmittel fehlen, und wir werden, ohne zu fechten, unterliegen. Tapfere Freunde! was sollen wir hier thun? sollen wir die beyden vereinigten Heere angreifen, und durch einen rühmlichen Tod schmähligen Bedingungen entgehen, oder sollen wir einen nicht minder gefahrvollen Rückzug versuchen?«

Romulus schwieg, und Metius erhob sich. Er schlug vor, Bothen nach Rom an Tatius um Hülfe zu senden, und hinter den Verschanzungen so lange zu harren, bis Romulus Throngefährte ankäme, um sie zu befreyen. Brutus will im Gegentheile, daß man das Lager verläßt, dem Feinde eine Schlacht anbiethet, und somit Alles auf einen Wurf setzt. Diesem Vorschlage widerspricht Hersilia. »Hofft nicht,« ruft sie, »den Sieg zu erringen, so lange mein Vater nicht fechten kann. Der Sieg hängt an seinem Arme, und diesmahl vermag ihn uns auch dieser Arm nicht zu sichern. Befolgen wir Metius Rath; bleiben wir in unserem Lager, und senden wir nach Rom um Hülfe. Aber um den Feind zu schrecken, und ihn abzuhalten, etwas zu unternehmen, wollen wir, Numa und ich, uns in der Nacht aufmachen, und in das Lager der Samniter fallen, um, während sie noch ermüdet vom Marsch, und trunken von ihren Erfolgen, sich der Ruhe überlassen, Tod und Verwüstung in ihre Zelte zu bringen. Dies

ist mein Rath; billigt ihn mein Vater, so machen wir uns sogleich auf.«

Mit Entzücken hört Numa diese Rede sein Auge folgt jeder Bewegung Hersiliens; sein Herz schlägt vor Freude empor, sich von ihr zum Begleiter erwählt zu sehen. Diese Nacht, wo er an ihrer Seite fechten soll, scheint ihm die schönste seines Lebens zu seyn; aber Romulus vernichtet diese Hoffnung, indem er sich dem Plane der Tochter widersetzt. Alle übrigen Führer schlagen Mittel vor, die theils unausführbar, theils schlimmer, als das Uebel selbst, sind. Man streitet darüber, man überlegt, der Rath verlängert sich, und bisher hat man noch nichts gethan, als die Uebel dargestellt, ohne ein einziges Mittel dagegen aufzufinden.

Plötzlich fühlt sich der junge Numa von Minerva begeistert; er bittet um die Erlaubniß sprechen zu dürfen, und mit einem wohlwollenden Blick gewährt sie ihm Romulus. »Großer König!« beginnt jetzt der Held, »ich glaube, es gibt ein Mittel, nicht, um die Armee zu retten, nein! um Dir den Sieg zu sichern. Die Trebanischen Gebirge liegen hinter uns; diese unersteigliche Bergkette hat Schluchten, wo hunderttausend Mann leicht durch eine Handvoll Krieger, welche die Höhen besetzt halten, vernichtet werden können. Man lasse mich in dieser Nacht noch mit der Hälfte der Sabiner ziehen; morgen, ehe der Tag zu Ende geht, werde ich Herr der Berge seyn. Ihr, großer König! flieht dann zum ersten Mahle vor dem Feinde. Möge Euch dies Wort von Flucht nicht beunruhigen; Ihr flieht nur, um zu siegen. Die Marser und die Samniter werden Euch verfolgen; leicht

werdet Ihr sie dann in die Bergschluchten hineinlocken. Dann erwartet Ihr sie festen Fußes, und greift sie, während ich mit meinen Sabinern von den Höhen herab sie mit Pfeilen, Wurfspießen und Felsenstücken bedecke, an.«

So sprach Numa, und Romulus umarmte ihn. »Tapferer junger Mann!« rief er, »ich werde Dir mehr verdanken, als das Leben; Du rettest meine Ehre! Geh' und führe Deinen Plan aus; nimm alle Sabiner mit, ausgenommen ihre Reiterey, die Dir zu nichts nützen würde, und die ich beym Beginn meines Rückzuges bedarf. Eine Nacht voraus, wird Dir hinreichen; ziehe noch in diesem Augenblick ab. Wenn Alles deinem Plane gemäß gelingt, so sey diese da Deine Belohnung.« Er zeigte mit diesen Worten auf Hersilia.

Numa blieb verstummend stehen. Ueberraschung, Freude, die Gefühle alle, welche seine Brust durchstürmten, raubten ihm den Gebrauch der Sprache; seine Blicke irrten unstät auf Romulus und Hersilia umher. Endlich warf er sich zu den Füßen des Königs von Rom nieder. »Sohn des Mars!« ruft er, »Du machst mich unüberwindlich. Mögen die Marser, mögen die Samniter, mögen sich alle Völker Italiens sich gegen mich vereinigen, ich fühle die Hoffnung in mir, sie besiegen zu können! Ihr Nahme, Hersiliens Nahme allein, hebt mich beynahe zu Deiner Höhe hinauf; die Aussicht, der Mann Deiner Tochter werden zu können, macht mich zum Halbgott!« —

Er wandte bey diesen Worten seine in Liebe und Muth brennenden Augen auf die Geliebte; er las

in den ihrigen, daß sie ihres Vaters Versprechen bestätigte, und voll Begierde, den Marsch zu beginnen, läuft er und ruft die Sabiner zu den Waffen.

Die Latiischen Legionen mußten jetzt sogleich auf Romulus Befehl ihre Zelte verlassen, und sich in Schlachtordnung an dem Ufer des Flusses aufstellen, um dadurch den Feinden den Abmarsch des tapfern Numa zu verbergen. Die Marser, welche sich angegriffen glaubten, eilen dem entgegengesetzten Ufer zu, und man beginnt, sich aufs Gerathewohl mit Pfeilen zu beschießen; während aber die Römer auf diese Art ihre Gegner beschäftigen, entschlüpft Numa hinten aus dem Lager.

Eilig rückt er fort, und dringt durch die dichten Waldungen, welche sich nach Sora *) hin erstrecken. Durch einen Umweg vermeidet er die gefährlichen Sümpfe von Aratria, und indem er seinen Marsch gegen Assila richtet, kömmt er mit Anbruch des Tages an den Fuß der Trebanischen Gebirge an. Ehe er sich jedoch in dieselben hineinvertieft, schickt er vorsichtig einige leicht bewaffnete Truppen voraus, und läßt Wegweiser zurück, die Romulus führen sollen. Bald dringt er nun in die Berge ein, und rückt auf steilen Pfaden weiter. Seine durch einen schnellen Marsch ermüdeten Krieger erklimmten nur mit Mühe die Felsen; aber Numa weiß ihren Muth zu beleben, und ihre Kräfte zu stärken. Immer an ihrer Spitze, faßt er mit einer Hand nach den Baumzweigen, die ihm helfen kön-

*) Eine Stadt der Volsker in dem ehemahligen Latium adjectum, der heutigen Terra di Lavoro.

nen, die Höhen zu ersteigen, während er mit der andern seinen Soldaten winkt, ihm zu folgen. Trifft er auf einen Strom, so durchwatet er ihn zuerst, und befiehlt, ihm nur dann zu folgen, wenn er am andern Ufer ist; sperrt ein Felsenstück seinen Weg, dann steckt er sein Schwert oder seinen Speer in eine Spalte der Felsen, setzt den Fuß auf diese schwache Stütze, und schwingt sich über den Abgrund weg, wo er dann, auf dem Gipfel angekommen, seine Gefährten herbeywinkt. Hersiliens Bild schwebt vor ihm her, und erleichtert ihm jeden Weg; er wandelt seinem Heere voraus, und sein Beyspiel macht, daß alle Schwierigkeiten überwunden werden.

Endlich kömmt man auf dem Gipfel der Berge an; Numa staunt, hier bebautes Land und mit Herden bedeckte Weiden zu finden. Man führt ihm einige Hirten zu, die er durch seine Worte zu beruhigen sucht. »Ich komme nicht,« spricht er, »um Euch zu unterdrücken; zittert nicht für Euer Eigenthum. Führt uns zu Euren Wohnungen, bringt uns Lebensmittel, die wir Euch bezahlen wollen, und laßt uns ruhig, nur auf drey Tage, die Schluchten Eurer Berge besetzen.« Bey diesen Worten ermuthigen sich die Hirten: sie führen furchtlos die Sabiner zu ihren Wohnungen, und dienen ihnen als Wegweiser.

Wie groß ist aber die Ueberraschung, die Freude von Numa, als er in den Bewohnern dieselben Rheater erkennt, denen er die Freyheit schenkte! Der Greis, welcher an dem Tage des Opfers gesprochen hatte, schreitet voran, und ruft, so wie er ihn erblickt, aus: »O, Tag des Glücks! Freunde! Kin-

der! das ist unser Befreyer; das ist der Held, der uns die Freyheit wiederschenkte, das ist Numa!«

Bey diesem Nahmen unterbricht ein allgemeiner Freudenruf den Alten; alle Rheater stürzen sich auf die Knie, und drängen sich um Numa her. »Wie! Ihr seyd es,« spricht der Eine, »der mir meine Mutter wiedergab?« — »Euch verdanke ich die Erhaltung meiner Gattinn?« ruft ein Anderer. — »Ohne Euch,« stammelt ein Kind, »wäre ich eine Waise!« — »Sohn der Götter — denn die Wohlthäter der Menschen sind die wahren Kinder der Ewigen — wie viel Dank sind wir den Himmlischen dafür schuldig, daß sie uns das Glück gewähren, Dich wieder zu sehen! daß wir die Hand dessen küssen können, der unsere Ketten zerbrach! daß wir einen Helden erblicken, der menschlich war! Befiehl über uns; alles, was wir haben, unser Leben, all' unser Gut, ist Dein. Du bist unser König, unser Vater; Du bist mehr noch als dies, denn Du warst unser Retter und Befreyer!«

Numa vermag diese Worte nicht anzuhören, ohne daß seine Augen naß werden, und seine braven Sabiner fühlen sich gerührt, wie er. Schon vereint sie die Freundschaft mit diesem guten Volke; die Krieger und die Hirten mischen sich unter einander, umarmen sich, und geben und empfangen alles, was Gastfreundschaft und Wohlwollen zu gewähren vermag. Die Häuser, die Hütten der Rheater, füllen sich mit den Kriegern Numa's; die Weiber, die Töchter, die Kinder beeifern sich, sie zu bedienen, und ihnen das zu bringen, was sie selbst besitzen. Sabiner und Rheater sind nur noch ein Volk, sie bil-

den nur Eine Familie; alle lieben und bewundern Numa, und dieses Eine Gefühl macht sie zu Brüdern.

Nachdem er sich einige Stunden an diesem so wohlthuenden Schauspiele gelabt hatte, gibt der Held den Befehl, seine Krieger wieder zu sammeln, und auf den Ruf der Trompeten strömen auch die Bergbewohner herbey. Jeder hat sich mit dem bewaffnet, was er hat finden können; der Eine trägt ein von langjährigem Rost zerfressenes Schwert; der Andere ein staubiges Schild; ein Dritter hat aus einem Pflugeisen einen Wurfspieß gemacht; die Mehresten sind mit Keulen bewaffnet. »Wir wollen für Euch fechten,« sprechen sie zu Numa; »wir wollen unter Euren Fahnen stehen. Wenn das Herz hinreicht, einen Krieger zu machen, so könnt Ihr nie tapferern befehlen.«

Indem sie so sprechen, stellen sie sich auf, und suchen die Ordnung der Sabiner nachzuahmen. In krummen Linien reihen sie sich aneinander, und dieser lärmende Phalanx verlangt voran zu marschiren, und auf den gefährlichsten Posten gestellt zu werden.

Numa, der gefühlvolle Numa, versucht es vergebens, ihren Eifer zu dämpfen; vergebens weigert er sich, Menschen der Gefahr bloß zu stellen, die nichts anderes in den Kampf treibt, als die Zuneigung, die er ihnen einhauchte: aber diese Zuneigung ist stärker, als seine Gewalt. Trotz seinen Bitten, ist der Sohn des Pompilius gezwungen, sein Heer sich verdoppeln zu sehen. Jetzt entwickelt er ihnen seinen Plan; er sagt ihnen, daß er sich zum Meister der Höhen und der Stellun-

gen machen will, von welchen aus er die Feinde vernichten kann.

Die Rheater führen nun die Sabiner selbst zu den gefahrvollsten Schluchten und Durchgängen ihrer Gebirge; sie zeigen ihnen die Orte, welche sie besetzen müssen, stellen sich neben ihnen auf, hauen Bäume um, und rollen Felsenstücke an die Abhänge, um die Marser damit zu zerschmettern, und so, vermischt mit den Kriegern ihres Wohlthäters, entschlossen alle Gefahren mit ihnen zu theilen, erwartete sie ungeduldig die Ankunft der Römer.

Nicht lange, so kam Romulus. Durch einen geschickten Rückzug hatte er sein Lager verlassen, und die Marser und die Samniter, bald zurückstoßend, bald an sich lockend, hinter sich hergezogen. Je mehr er sich dem Gebirge nahte, je mehr wußte er seinem Marsche das Ansehen von Unordnung zu geben; auf seinen Befehl floh seine Nachhuth, und der Eintritt der Römer in die Berge glich vollkommen einer Flucht. Sophanor, Leo selbst, vorzüglich der Anführer der Samniter, wurden getäuscht. Dieses verbündete Heer, das mehr tapfer, als geübt war, vertiefte sich unbedacht in die Hohlwege, indem es nur Flüchtlinge zu verfolgen glaubte.

Unterrichtet durch die Abgesandten von Numa, lockt Romulus selbst die Feinde in die gefährlichsten Schluchten, und als sie nun darin sind, hemmt er die Flucht, und erwartet an der Spitze einer furchtbaren Colonne die Marser mit festem Fuß, indem er sie zum Kampf aufruft. Leo, der tapfere

Leo, stürzt sich auf die Römer; die Samniter und die Marser streiten sich um den Vorrang des ersten Angriffs: da stürzt eine Wolke von Felsenstücken und Baumstämmen von den Gipfeln der Berge herab, und vernichtet ihre Reihen. Erschrocken blieben die Führer mit den Soldaten stehen, sie blicken in die Höhe, und sehen alle Gipfel mit Speeren besetzt. Dieser Anblick erstarrt ihr Blut; sie wagen keinen Schritt mehr vorwärts zu thun, und zurückkehren können sie auch nicht, denn Numa hat ihnen den Weg abgeschnitten. So eingeschlossen von allen Seiten in einen engen Raum, gehindert selbst durch ihre Menge, zerschmettert von den Felsen, welche die Rheater und die Sabiner unaufhörlich auf sie herabstürzen, werfen die Samniter, überwunden ohne fechten zu können, ihre Waffen weg, und begehren zu unterhandeln.

Wer vermag jetzt Leos Wuth zu mahlen? Wie die Hyrcanische Tygerinn, wenn sie in eine Schlinge gefallen ist, die man ohnfern ihrem Lager aufstellte, und nun sich ihre Jungen rauben sieht, ohne daß sie dieselben vertheidigen kann, brüllt, sich anstrengt, mit ihren Zähnen die Steine zermalmt, die sie zu erreichen vermag, sie zu Staub zerbeißt, und mit ihren brennenden Augen den Feind verschlingt, den sie nicht zu erreichen vermag: so fühlt Leo seine Wuth sich verdoppeln, indem er das Geschrey seines überwundenen Heeres vernimmt. »Nein! Nein!« ruft er mit schrecklicher Stimme, »hofft nicht, daß, so lange Leo Euch führt, er in eine Feigheit einwilligen wird. Marser und Samniter! ehe Ihr Euer Leben auf den

Knien erfleht, müßt Ihr den Muth haben, mich sterben zu sehen.« Er spricht es, und stürzt mitten durch die Waffen, und mitten durch die Felsentrümmer, trotz der Steine und der Baumstämme, welche von den Bergen herabrollen, fort, um allein die Höhen zu erklimmen.

Die Rheater und die Sabiner vereinigen sich sogleich an den Ort, wo er sie zu erreichen bedroht, und häufen hier eine Masse von Felsenstücken auf, um sie auf ihn herabzustürzen. Aber Numa eilt zu ihnen hin und widersetzt sich; er läßt die Sündfluth, welche Leo zu begraben droht, aufhören. »Freunde,« ruft er, »ehrt seine Kühnheit! ich habe die Vortheile der Stellung dem Vortheile der Ueberzahl entgegengesetzt, aber dem Muthe eines Einzelnen setze ich nur meinen Muth entgegen. Halte an, Leo! ich will Dir die Hälfte des Weges ersparen.«

Er sprach es, und stieg mit ruhigen Schritten die Höhe hinab, winkte den Sabinern, welche ihn begleiten wollten, zurückzubleiben, und trifft nun mit seinem schrecklichen Gegner auf einer Felsenplatte zusammen, die ringsum von Abgründen eingeschlossen ist, und nur so viel Raum darbiethet, um sich wechselseitig hinopfern zu können. Da halten sie Beyde an, betrachten sich, ohne zu sprechen, und dieses beyderseitige Schweigen scheint durch eine wechselseitige Bewunderung veranlaßt zu seyn.

Die beyden Heere hören auf zu kämpfen; die Augen auf Leo und auf Numa gerichtet, vergißt jeder Krieger sich selbst, um sich nur mit ihnen zu beschäftigen, und das Geschick, welches diese

beyden Helden auf einen so engen und erhabenen Schauplatz zusammenführte, scheint durch sie, den beyden Völkern, deren Schicksal sie entscheiden werden, ein Beyspiel geben zu wollen.

Leo war der Erste, welcher das Schweigen unterbrach. »Tapfrer junger Mann!« sprach er zu Numa, ich ehre den Muth, der Dich hieher führt, und kann mich nur schwer entschließen, mich mit Dir zu messen. Folge mir, kehre zu Deinem Heere zurück, und laß mich meinen Grimm gegen weniger brave Krieger, als Du bist, auslassen.«

»Es gibt keine solche in unserm Heere,« erwiederte Numa; »der Letzte der Römer gleicht mir, und Du wirst bald einsehen, ob ich Dein Mitleid verdiene.« Er sprach es, und da er wegen des engen Zwischenraumes seinen Wurfspieß nicht zu schleudern vermochte, so ergreift er ihn mit beyden Händen, und stößt ihn mit aller seiner Kraft nach Leos Brust. Der Stoß war schrecklich; aber die Stahlspitze traf auf die Löwenhaut an dem Orte, wo die übereinander geschlagenen Klauen einen dreyfachen Brustharnisch bilden. Dieser undurchdringliche Wall hält Numa's Eisen auf, und die Stärke des Stoßes zerbricht den Speer in dessen Hand.

Leo wankte, und sein Zorn vermehrte sich. Er erhob seine furchtbare Keule, schwang sie um sein Haupt, und führte einen entsetzlichen Streich auf Numa's Schild. Der Schild zersprang in tausend Stücken; Numa sank betäubt auf ein Knie, erhob sich aber sogleich wieder. Er zog jetzt sein Schwert, das Schwert des Pompilius, denn er

hat nun keine andere Waffe mehr. Leo will ihn mit einem einzigen Streich vernichten; aber der gewandte Numa weicht ihm aus. Beyde die Augen auf ihre Waffen geheftet, jeder des Andern Bewegungen mit seinen Blicken verfolgend, Einer um den Andern sich herdrehend, eingeengt auf einem von Abgründen umschlossenen Raume, greifen sich einander an, entfernen sich wieder von einander, und versetzen sich hundert fruchtlose Streiche, indem sie eben so vielen tödtlichen ausweichen. So bekämpfen sich zwey Schlangen, die, in ein enges Becken zusammengebracht, sich umschlingen und umringeln, ohne daß sie sich mit ihren Stachelzungen zu verwunden vermögen.

Endlich ergreift Leo, erzürnt über einen so langen Widerstand, seine Keule mit beyden Händen, und stürzt auf seinen Feind zu, indem er den Tod über dessen Haupte schwinget. Numa vermag hier nicht auszuweichen; er bedeckt sich mit seinem Schwerte; aber diese Wehr würde sein Leben nicht gerettet haben, wenn Ceres nicht über ihn gewacht hätte. Von der Höhe des Olymps sah die Göttinn dem furchtbaren Kampfe zu; sie sah die erhobene Keule, bebte, eilte, und kam noch zeitig genug, eh' Numa von dem Schlage getroffen wurde. Ihr unsichtbarer Arm wandte den Streich ab, und Leo, hingerissen durch seine Kraftanstrengung, und durch das Gewicht seiner Keule, der große Leo, stürzt wie eine hundertjährige, vom Blitz entwurzelte Fichte zu Boden. Numa sprang auf ihn zu; mit einer Hand ergriff er ihn bey der Kehle; mit der andern setzte er die Spitze seines Schwertes auf

seine Brust. »Dein Leben ist mein,« sprach er zu ihm; »aber ich will einen so tapfern Krieger nicht tödten; komm, den Frieden zu unterzeichnen, ich ziehe es vor, statt Dein Sieger, Dein Freund zu seyn.«

Mit diesen Worten stand Numa auf, und steckte sein Schwert in die Scheide; aber Leo, kaum wieder aufgestanden, umfaßte die Knie seines großmüthigen Feindes. Beyde stiegen nun Hand in Hand zu den Marsern hinab, die bereits einige Alte versammelt hatten, um mit den Römern zu unterhandeln.

Gefolgt von Leo, begab sich Numa nun zu dem Könige der Römer, und sprach hier zu Gunsten der Marser. Romulus bewilligte den Frieden. »Ihr gebt,« sprach er, »meinen Bundesgenossen, den König der Campanier, frey; Ihr erstattet ihm seine Schätze und seine Gefangenen. Was das Land der Aruncier*) betrifft, das immer, so lange es in seinen oder in Euren Händen ist, eine Quelle der Zwietracht zwischen Euch seyn wird, so behalte ich es für mich. Um Euch für dieses Opfer zu entschädigen, wird der König von Capua Euch die Stadt Auxanum überlassen, und sein Sohn Capis soll bis zu der Vollstreckung der Friedensbedingungen als Geisel bleiben.«

Mehr begünstigt durch diesen Friedensschluß, als der König von Campanien, nahmen die Marser, ohne sich zu besinnen, diese Bedingungen an,

*) Ein Volk, das in der heutigen Terra di Lavoro, bey dem Ausflusse des Liris (Garigliano) in den Golf von Gaeta, wohnte.

und Romulus, welcher hierdurch Gebiether eines neuen Landes wurde, brachte den Vortheil eines Bundesgenossen, den er verachtete, nicht in Anschlag. Aber er will Numa belohnen. »Tapferer junger Mann,« sprach er; »Du sollst an meiner Stelle triumphiren; auf meinem Wagen sollst Du in Rom an der Spitze meines Heeres einziehen, und Leo soll vor Dir hergehen; an dem Altare Jupiters aber sollst Du die Hand meiner Tochter empfangen.«

»Großer König,« erwiederte ihm Numa, »Dir allein kömmt es zu, zu triumphiren; Hersilia's Hand belohnt mich hinreichend, und was den tapfern Leo betrifft, so bin ich nicht sein Sieger. Römer! nicht mir unterlag er; Ceres verließ den Olymp, um mir den Sieg zu geben. Kehrt zurück zu Eurem Volke, Leo; Ihr seyd frey und unüberwunden, denn Ihr wichet nur den Unsterblichen.«

Er sprach es, und die Römer und die Marser glaubten einen Gott zu vernehmen. Leo stürzte sich in seine Arme, drückte ihn an sein Herz, und weinte vor Bewunderung. Er will Numa wiedersprechen, er will der Ueberwundene seyn; aber Numa wiederhohlt den beyden Heeren, daß ihm nur Ceres den Sieg verschafft hat, und laut dankt er der Göttinn dafür, daß sie ihm das Leben rettete. So bedeckte er sich mit einem unsterblichen Ruhme, indem er den zurückwies, den er nicht verdient hat. Unterdessen ist der Friede unterzeichnet. Der König von Campanien ist frey, und Romulus hat Capis ausgeliefert; auch sind schon Trup-

pen abgegangen, um das Land der Aruncier zu besetzen; Numa und Leo verlassen sich nicht, ohne sich vorher noch eine ewige Freundschaft zuzuschwören. Ehe die beyden Helden sich trennen, beschenken sie sich gegenseitig. Numa gibt seinem Freunde das prächtige Thracische Roß, welches ihm Tatius schenkte, und Leo verehrt ihm dagegen einen Helm, den Vulkan schmiedete, und den er von dem Anführer der Samniter erhielt. »Bewahre ihn wohl,« sprach er zu ihm, »und erhalte mir vor allem Deine Freundschaft; hier meine Hand! daß ich Dir mein Leben weihen will, sobald ich darüber gebiethen kann.« Also schieden die beyden Helden von einander.

Romulus, welcher sich jetzt anschickt, den Rückweg nach Rom anzutreten, läßt Hersilia und Numa auf einen Wagen steigen, und will, daß sie so mit einander vor dem Heere herziehen sollen. Auf dem Gipfel seiner Wünsche, vermag Numa jetzt nicht mehr sein Entzücken zu verbergen; er ist bey der, die er liebt; er hat die Gewißheit, ihre Hand zu bekommen... dieser Gedanke raubt ihm zugleich Sprache und Besinnung. Numa, bedeckt mit Ruhm, der Liebling des Romulus, der Retter des Heeres, zittert noch in Hersiliens Nähe. Er blickt auf sie, ohne es zu wagen, sie anzureden; vergebens hat er die Hoffnung erhalten, sie zu bekommen; er kann noch nicht daran glauben, daß er sie verdient hat.

Das Heer der Römer hatte bereits den Liris überschritten, als ein Eilbothe mit Staub bedeckt daher sprengt, und mit lauter Stimme nach Nu-

ma fragt. Das Gesicht des Mannes war mit Thränen benetzt; voll Unruhe fragt ihn Numa aus, indem er irgend ein übles Ereigniß für Tatius fürchtet. »Ich komme nicht von Rom,« spricht der Bothe, »sondern aus dem heiligen Haine der Ceres. Der ehrwürdige Tullus hat Eure Abwesenheit nicht ertragen können; tiefer noch, wie diese, hat ihn Eure Vernachlässigung geschmerzt; er ist seinem Ende nahe, und bittet Euch, noch einmahl vor seinem Scheiden, zu ihm zu kommen.«

Bey diesen Worten stößt Numa einen Schrey aus, er springt vom Wagen herab, und, ohne sich die Zeit zu nehmen, Hersilia Lebewohl zu sagen, oder mit Romulus zu reden, wirft er sich auf sein schnellstes Roß, und jagt Sabinium zu.

Sechstes Buch.

Unaufhörlich trieb Numa seinen Renner, indem er weinend den Lauf des Anio verfolgte. Er floh eine Geliebte in dem Augenblick, wo er auf immer mit ihr vereint werden sollte; er entsagte der Ehre des Triumphes; aber nicht diese Opfer waren es, die seine Augen netzten; es war die Gefahr, in welcher Tullus schwebte; es war seine Reue darüber, daß er den väterlichen Greis über seiner Liebe hatte vergessen können; er fürchtete die Vorwürfe, die er empfangen würde; noch mehr fürchtete er, Tullus nicht mehr am Leben zu finden. »Ach!« rief er aus, »wenn ich ihn nicht verlassen hätte, dann wäre es mir vielleicht gelungen, seine Tage zu verlängern, ich würde wenigstens seine Leiden haben mildern können; es wäre meine Pflicht gewesen, seinem Alter die Sorge zu weihen, die er meiner Jugend gewidmet hat. Ich bin ein Undankbarer! dieser Vorwurf wird mir mein ganzes Leben verbittern, und nie wird mich der Ruhm dafür trösten können! Ach, wie wenig ist das Lob der ganzen Welt, wenn unser eigenes Herz uns Vorwürfe machen muß!«

So sprach Numa, und hatte bereits die Gegend von Carseoli erreicht*). Ohne einen Augenblick zu verlieren, läßt er Tibur, den Wasserfall des Anio, und den Wald von Eretum**) hinter sich, und sieht nun den heiligen Hain und die Gipfel des Tempels vor sich auftauchen. O! wie viele traurige, und zugleich süße Erinnerungen weckt dieser Anblick in ihm auf! wie fühlt sich seine Seele bey dem Wiedersehen dieser Gegenden seiner Jugend erweicht! Aber ein mächtigeres Gefühl zieht ihn jetzt fort; er eilt, er kömmt zu dem Hause des Oberpriesters, sucht ihn, fragt nach ihm, und findet ihn endlich umringt von Priestern und Armen, auf seinem Schmerzenslager.

Bey diesem Anblick stößt Numa einen Schrey aus, sinkt auf seine Knie nieder, ergreift die Hand des Tullus, und bedeckt sie mit Küssen und Thränen. Der Greis öffnete seine müden Augenlieder, und gewahrte Numa... ein Strahl himmlischer Freude schien auf seine Stirn herabzufallen; seine matten Augen belebten sich, seine Wangen rötheten sich wieder. »O mein Sohn!« rief er, »mein theurer Sohn! so sehe ich Dich wieder! so haben die Götter mein Gebeth erhört! Komm in meine Arme, komm! damit ich nicht vor Freuden sterbe, eh' ich Dich an mein Herz schloß!« Indem er diese

*) Eine Stadt der Aequier. Carseoli ist vermuthlich das heutige Arsoli in der Campagna di Roma.

**) Tibur, das heutige Tivoli am Anio, hundert und fünfzig Stadien von Rom, berühmt durch seine reizende Lage, seine gesunde Luft und seine Wasserfälle. Eretum war eine Stadt in Sabinien.

Worte sprach, richtete er sich mühsam auf, und breitete seine zitternden Arme gegen Numa aus. Er umfaßt ihn, er drückt ihn an seine Brust, er vermag nicht zu sprechen, und nicht ihn loszulassen, und Numa, dessen Thränen das ehrwürdige Antlitz seines Vaters benetzen, kann ihm nur durch Schluchzen antworten.

Die Erschütterung, welche Tullus empfindet, erschöpft seine schwachen Kräfte; er sinkt fast leblos zurück, aber seine Hand hält die des Numa immer fest. Man beeilt sich, ihm beyzustehen; die Stimme seines Sohnes bringt ihn endlich wieder zu sich, und er öffnet seine Augen; kaum ist er aber seiner Sinne wieder mächtig, so befiehlt er, daß man ihn mit seinem Sohne allein lassen soll. Nachdem dies geschehen, umarmt er ihn aufs neue, und spricht: »So bist Du mir denn wiedergegeben! mögen jetzt die Götter über meine Tage bestimmen; mag die grausame Parze den Faden meines Lebens abschneiden, ich sah Dich wieder, und ich sterbe zufrieden. Könnte ich mich Deiner Nähe noch länger erfreuen, so möchte ich Dir wohl einige Vorwürfe machen; aber die wenigen Stunden, die mir noch bleiben, reichen ja kaum für meine Liebe hin. Sprechen wir nur von ihr und von Dir. Erzähle mir, mein Sohn, erzähle mir, was Dir begegnet ist; ohne Zweifel warst Du glücklich, denn Du hast mir keine Klagen anvertraut. Erzähle mir alles, was mit Dir vorging, es wird dies meine fliehende Seele aufhalten, oder mir doch wenigstens meine Scheidestunde versüßen,

wenn ich die Ueberzeugung mit hinüber nehmen kann, daß ich Dich glücklich zurücklasse.«

»O mein Vater!« erwiederte Numa, »es gibt für mich kein Glück mehr, wenn die Götter nicht Eure Tage verlängern, wenn meine Thränen, meine Reue, mein Schmerz, daß ich Euch verlassen, daß ich meinen Vater vergessen konnte, nicht....«

»Du sprichst immer nur von mir,« unterbrach ihn der Greis, »während ich nur allein an Dir noch Theil nehme. Du hast mich nicht vergessen, denn Du liebst mich noch, und hast mich immer geliebt; ich bin mit Deinem Herzen zufrieden, verlange nicht mehr, als Dein alter Lehrer verlangt. Sprich mit mir von meinem Sohne, das ist das, wonach sich mein Herz am mehresten sehnt. Hast Du Fehler begangen, so scheue Dich nicht, sie mir zu entdecken. Du kennst Deinen Vater, und wirst ihn im Augenblick des Scheidens nicht strenger finden, als sonst.«

Er reichte, indem er diese Worte sprach, Numa die Hand hin, und blickte trotz der Schmerzen, welche er empfand, mit einem zärtlichen Lächeln auf ihn. Die Röthe des jungen Helden schwand nach und nach; seine Züge nahmen ihre gewöhnliche Reinheit an, und seine in Thränen schwimmenden Augen lagen mit Ruhe und Vertrauen auf dem Greise. So erhebt die junge Rose, die ein Sturm beugte, langsam ihr feuchtes Haupt dem Lichte der Sonne wieder entgegen.

Numa begann nun seine Ankunft in Rom, seine Aufnahme bey dem guten Könige, die glü-

hende Liebe, welche sein Herz verzehrt, und alles, was diese Liebe ihm unternehmen ließ, zu erzählen. Der Stempel der Wahrheit ruht auf dem, was er sagte; Numa bekennt seine Schuld, den Rathschlägen des Oberpriesters nicht gefolgt zu seyn, und Tatius verlassen zu haben; er sucht seine Fehler nicht zu verschleyern, im Gegentheil vergißt er eher das Gute, was er that, zu erwähnen.

Tullus hört ihm aufmerksam zu, und fühlt keine Schmerzen mehr; seine Zärtlichkeit macht seine Uebel verstummen; als er aber hört, welche Flamme in Numa's Herz für Hersilia glüht, da hebt er die Augen zum Himmel und ruft: »Grausamer Amor! hieran erkenne ich Deine Tücke. Du entzündetest das Herz dieses tugendhaften Jünglings für die Tochter jenes gottlosen Königs, der uns auf die ungerechteste Weise zwang, seine Verbündeten zu werden; der den Nahmen der Götter mißbrauchte, um uns Fallstricke zu legen, und der Sabinium in Schmach und Trauer stürzte! O mein theurer Sohn! von welchen Gefahren sehe ich Dich umringt! Du glaubst Dich auf dem Gipfel des Glücks, weil Romulus Dir die Hand seiner Tochter versprach, und ich, ich beweine die Unfälle, welche dieser Bund herbeyführen wird. Kaum wirst Du Romulus Tochtermann seyn, so wirst Du die Liebe der Sabiner verlieren: Du wirst Tatius selbst verdächtig seyn, Du wirst vielleicht sein Feind werden. Denn, schmeichle Dir nicht damit, die Eintracht, welche jetzt zwischen den beyden Königen herrscht, immer bestehen zu sehen; im Grunde ihrer Herzen lebt der

Haß fort, und der geringste Funke reicht hin, die Flamme zu entzünden. Dann wirst Du wählen müssen, zwischen dem Vater Deiner Gattinn und den Verwandten, dem Freunde Deines Vaters; zwischen Deinem rechtmäßigen Könige, dem gerechtesten, dem tugendhaftesten Menschen, und dem Könige einer Räuberhorde, der nie ein anderes Recht kannte, als das Recht der Stärke, keine andere Tugend, als die Tapferkeit: der seine Laufbahn mit einem Brudermorde begann, und der sein Bündniß mit den Sabinern mit dem Blute des Pompilius besiegelte . . . Du schauderst? und doch ist das dieser, den Du in Zukunft Deinen Vater nennen sollst. — Unsterbliche Götter! macht meine traurigen Ahnungen zu Schanden, oder reißt aus diesem unschuldigen Herzen den vergifteten Pfeil, der die Tugend, die Frömmigkeit und die heilige Liebe zu dem Vaterlande in demselben vernichten muß!«

So sprach der Greis, und Numa wagte nicht die Augen zu erheben und zu antworten. Der Nahme Pompilius allein machte ihn verstummen. Tullus hatte Mitleiden mit seinem Schmerze; er fürchtete, ihn zu sehr betrübt zu haben, und brach diese peinliche Unterhaltung ab, indem er die Wahrheiten, die er ihm noch zu sagen hat, auf einen andern Augenblick verschiebt. So theilt der Schüler des Aeskulap die heilsamen, aber schmerzlichen Mittel, durch welche er den schwachen Kranken heilen will.

Numa hat sich von jetzt an ganz allein mit der Pflege des Oberpriesters beladen. Tag und Nacht an seiner Seite, immer sich bald mit der Hoffnung schmeichelnd, ihn noch retten zu können; bald mit

der Furcht sich ängstigend, ihn zu verlieren, bewacht er jeden seiner Athemzüge, empfindet er jeden Schmerz mit ihm. Die zärtliche Mutter vermag am Sterbelager ihres Sohnes nicht mehr Eifer, mehr Aufmerksamkeit, mehr Geduld zu zeigen, als Numa. Wenn Tullus einen Trank einnimmt, so empfängt er ihn aus der Hand seines Sohnes; fragt er etwas, so ist es immer sein Sohn, der ihm antwortet. Er klagt mit ihm, und tröstet ihn; er unterdrückt seine Thränen, um ihm nur zuzulächeln, und zwingt sich, eine Heiterkeit und eine Hoffnung zu zeigen, die er nicht hat. Er vertritt bey ihm zugleich die Stelle eines Freundes, eines Sohnes und eines Dieners; er allein genügt allen diesen Pflichten, und der Sieger des Leo hat in diesem Siege nicht ein so süßes, seiner Seele so wohlthuendes Vergnügen empfunden, als er jetzt empfindet, seinem Vater dienen zu können.

Aber in wenigen Tagen verschlimmerte sich das Uebel, und Tullus letzte Stunde nahte. Dieser Augenblick hat nichts Schreckliches für den Greis; der ehrwürdige Oberpriester lebte immer, um sterben zu können; er war jeden Augenblick seines langen Daseyns bereit, vor den furchtbaren Richter zu treten; seine Tage glichen sich stets; der Augenblick, welcher seine Uebel endete, war der, in welchem seine Belohnung begann.

Er ist nur mit Numa beschäftigt; nachdem er alle Zeugen entfernt hat, ergreift er dessen Hand, drückt sie, und spricht: »Mein Sohn, ich sterbe. Die Pflege, die Du mir erwiesest, hat alles das vergolten, was ich einst für Dich that, und jetzt

ist Tullus Dir Dankbarkeit schuldig; es ist ihm süß, dies Gefühl mit in das Grab nehmen zu können. Aber in einer Stunde schon werde ich Deiner nicht mehr bedürfen, und Du wirst vielleicht mich sehr bald nöthig haben. O, mein Sohn! wie sehr erschwert mir dieser Gedanke das Scheiden! Deine Liebe zu Hersilia erfüllt meine letzten Augenblicke mit Schmerz und Furcht. Dein Gefühl hat Dich getäuscht, zweifle nicht daran; in dem Bedürfnisse zu lieben, hat sich Dein Herz für das Erste, was es in Bewegung brachte, entzündet, und für einen kurzen Augenblick von Trunkenheit, wird es lange Reue empfinden.«

»Numa, es gibt zweyerley Arten von Liebe, geschaffen, um das Glück und das Unglück der Menschen zu machen. Die eine, die gewöhnlichste, die glühendste vielleicht, ist die, welche Dich jetzt verzehrt. Ihr Reich ist auf die Herrschaft der Sinne gegründet; sie lebt nur durch diese, und von diesen; sie wohnt nicht in unserem Herzen, sondern nur in unserem Blute; sie erhebt nicht die Seele, sondern sie unterjocht sie; sie verlangt nicht Achtung, sondern Genuß. Diese gemeine Leidenschaft hat nichts mit unserer Seele gemein; urtheile selbst, ob sie die Quelle des Glücks werden kann. Nein, mein Sohn! die Götter gaben ihr nur Gewalt über die Menschen, um deren Stolz zu demüthigen.«

»Die andere Liebe, jenes Geschenk von Oben, erwächst aus Achtung, und lebt durch sie; sie ist weniger Leidenschaft, als Tugend; sie reißt den Menschen nicht hin, sondern ergreift ihn nur mit zärtlicher Gewalt. Sie geht von der Seele aus, und

erwärmt diese, ohne sie zu verzehren; ihre Flamme erleuchtet, aber brennt nicht; sie gibt der Seele die einzige Nahrung, welche sie bedarf, das Verlangen, besser zu werden. Ihre Vergnügungen sind rein, selbst ihre Schmerzen sind noch Genuß. Mitten in den größten Leiden erfreut sie sich des Friedens, jenes sanften Friedens, welcher allein glücklich macht. Du wirst sie kennen lernen, mein Sohn, Du wirst fühlen lernen, daß alle Ehren, alle Reichthümer, daß die Wollust selbst, und der Ruhm nicht das zu gewähren vermögen, was das einzige Gefühl der Reinheit gewährt, und das Alter selbst, das sonst alle andere Empfindungen abstumpft, scheint das Gefühl dieser Liebe noch zu vermehren.«

»Es ist jetzt an Dir, mein Sohn, mir zu sagen, welche dieser beyden Empfindungen Du jetzt hegst. O Numa! glaube einem Vater, der Dich liebt, der das Leben nur darum bedauert, weil er nicht mehr das Glück haben kann, über Deinem Wohle zu wachen: Du wirst niemahls dieses Glück finden, so lange Du Dich nicht selbst zu beherrschen vermagst, so lange Du nicht eine vollkommene Gewalt über Deine Leidenschaften hast. Hüthe Dich vor allem vor dem Glauben, daß es unserer Schwäche unmöglich sey, diese Herrschaft zu erringen. Blicke nur in Dein Inneres, mein Sohn, und Du wirst immer die Kraft finden, um einer üblen Regung, die Dich hinreißen will, widerstehen zu können. Wenn ein verführerischer Reiz Deine Sinne entzündet, so ist die Vernunft da, um Dir dies zu verbiethen; wenn schwere Pflichten Dich schrecken, so wird der Muth einer edlen Seele Dich stärken;

wenn die Ungerechtigkeit Dich empört, so wird die Liebe zur Ordnung Deinen Zorn zügeln; wenn das Unglück Dich beugt, dann wird die Ergebung Dich stärken. So haben die Götter in allen Lagen des Lebens den Menschen mit einem Troste und einer Stütze versehen. Benutze diese Gabe der Ewigen, und höre auf, Dich für schwach zu halten, um Dir das Recht, fallen zu können, zu sichern.«

»Aber ich fühle, daß der Tod sich mir naht, und meine Stimme bricht. Mein theurer Sohn, noch einmahl beschwöre ich Dich, unterdrücke eine unselige Leidenschaft, die Dich auf immer unglücklich machen muß. Ich habe Dir nur noch ein Wort zu sagen: Du gestehst selbst, daß diese Liebe, so wie sie in Dir aufloderte, Dich Tullus vergessen ließ; wer steht Dir dafür, daß sie Dich nicht auch die Tugend vergessen läßt? . . . Doch ich sah, daß Du mich so liebst, wie sie!«

Dies waren die letzten Worte des Greises; er verhauchte sein Leben in Numas Armen, indem er ihm noch durch seinen letzten Seufzer seine Liebe versicherte.

So lange dieser Augenblick auch vorherzusehen war, so kostete er dem Sohne des Pompilius doch beynahe das Leben. Man mußte ihn mit Gewalt von dem entseelten Körper wegreißen; man mußte über die Ausbrüche seiner Verzweiflung wachen. Erschöpft von Nachtwachen, und von Schmerz, in Thränen gebadet, und jede Nahrung ablehnend, wollte Numa selbst die Ueberreste seines Wohlthäters auf den Scheiterhaufen tragen. Man sah ihn an der Spitze der Priester, und aller Einwohner

Sabiniens, blaß, eingefallen, die Augen voll Thränen, mit dieser theuren Last daherwanken. Er legte den Leichnam auf den Scheiterhaufen; er betrachtete ihn lange mit starren Augen; drückte ihn immer von neuem an sein Herz, und konnte sich nicht entschließen, sich von ihm zu trennen.

»O mein Vater!« rief er dabey schluchzend aus: »ich werde Dich nun nicht mehr wiedersehen! Niemahls, niemahls werde ich Dich wiedersehen! Diese Lippen werden mir nicht mehr Deine Liebe versichern! Diese Augen werden sich nicht mehr öffnen, um mich mit Zärtlichkeit anzublicken! O Ihr Götter! die Ihr mir schon den Urheber meiner Tage nahmt, warum muß ich dies schreckliche Unglück zweymahl erdulden? Ja, ich verliere heute Pompilius und meine Mutter, in meinem Lehrer, und meinem Wohlthäter noch einmahl! Alles, was der Himmel dem Menschen gibt, um ihn aufrecht zu halten, um ihn zu trösten, wird mir in Tullus geraubt! Die Erde ist öde für mich, denn ich werde ihn nicht wieder finden! Kommt, kommt zu mir, Ihr Armen, Ihr Unglücklichen, die Ihr jetzt verwaist seyd, wie ich, unser gemeinschaftlicher Verlust macht uns zu Brüdern; kommt, und benetzt noch einmahl mit Euren Thränen die leblosen Ueberreste des Vaters, den wir verloren.«

Bey diesen Worten nahten sich alle Arme, und alle Sabiner stießen ein lautes Schmerzensgeschrey aus. Man kann jetzt kein Wort mehr vernehmen; man hört nichts, als die unarticulirten Töne, die tiefen Seufzer des Schmerzes, und sie verdoppeln sich, als man nun die Flamme wallend sich erhe-

ben sieht. Unwillkürlich angetrieben, will Numa sich hineinstürzen, um den Körper herauszureißen; aber man hält ihn zurück, und nicht lange, so haben die Gluthen die sterblichen Ueberreste des gerechtesten der Menschen verzehrt. Jetzt folgt eine tiefe Stille auf die Ausbrüche des Schmerzes; die Sabiner, die Priester, Numa selbst, betrachten mit düsteren Blicken diesen Haufen von Asche, diesen einzigen Ueberrest von dem, den sie beweinen; Alle blicken mit stummen Schmerz auf den Staub eines guten Menschen.

Unterdessen löscht man mit Wein die Flammen des Scheiterhaufens aus, und sammelt die Asche des Tullus in eine Urne, und Numa trägt nun das Gefäß in dasselbe Gewölbe, und setzt es auf dasselbe Grabmahl, wo die Urne seiner Mutter steht. »Seyd vereinigt hier,« ruft er, »ihr heiligen Reste, die ich verehre; seyd vereinigt nach dem Tode, wie Eure liebenden Seelen im Leben vereinigt waren. Möchten diese reinen und glücklichen Seelen sich im Elysium, wenn auch nicht über die Tugend ihres Sohnes, doch wenigstens über seine Zärtlichkeit und seine kindliche Liebe freuen!« Er schnitt hierauf eine lange Locke von seinem blonden Haare ab, und weihte sie den Manen des Tullus, und mit dem Opfer von zehn schwarzen Schafen, das er dem Erebus brachte, schloß sich diese rührende Begräbnißfeyer.

Nachdem er diese traurigen Pflichten erfüllt hat, macht sich Numa wieder auf den Weg zum Heere, indem er still bey sich über die Rathschläge nachdenkt, welche ihm Tullus gab. Aber vergebens muß

er sich selbst die Wahrheit dieser Warnung, die Gefahren, in die er sich stürzt, und die Schmerzen, welche er Tatius und dessen Volke machen wird, eingestehen; vergebens empfindet er einen geheimen Schauer bey dem Gedanken, daß er der Tochtermann von dem werden wird, welcher den Tod seiner Aeltern herbeyführte. Hersiliens Bild, die Furcht, sie in die Arme eines Nebenbuhlers übergehen zu sehen, alle Hoffnungen der Liebe, alle Qualen der Eifersucht vereinigen sich, um über das, was ihm Vernunft und kindliche Liebe gebiethen, zu siegen. Numa seufzt darüber, daß er den letzten Lehren des Oberpriesters ungehorsam wird; er beschwört weinend dessen Schatten, ihm seine Schwäche zu verzeihen, denn seit Tullus in das Grab sank, glaubt Numa, daß dessen Schatten ihn unablässig umschwebt, und alle seine Handlungen, alle seine Gedanken beobachtet, und diese heilsame Furcht wird ihm zu einer Quelle neuer Tugenden.

Numa hoffte das Heer auf den Gränzen des Gebiethes der Herniker wiederzufinden; aber er vernahm zu Trebia, daß Romulus mit der Hälfte seiner Truppen gegangen sey, um Präneste *) zu überfallen, während daß Hersilia mit der andern Hälfte gegen die Herniker zog. Die Weigerung, welche der Fürst dieses Landes, in Betreff des Durchzuges, aussprach, als die Römer gegen die Marser rückten, schien dem unversöhnlichen Romulus eine schwere Beleidigung zu seyn; er hatte seiner Toch-

*) Eine Stadt der Aequier in Latium, heutzutage Palestrina genannt.

ter befohlen, eine schreckliche Rache zu nehmen, und die fühllose Fürstinn hatte ihm hierin nur zu gut gehorcht.

Numa, welcher bey dieser Unternehmung Gefahren für Hersilia fürchtete, eilte zu der Geliebten hinzukommen; er jagte Tag und Nacht, um nur desto geschwinder bey ihr zu seyn. Wie groß ist aber seine Ueberraschung, sein Schmerz, indem er den Fuß auf das Gebieth der Herniker setzt! Hersilia hat jeden ihrer Schritte mit Blut und Verwüstung bezeichnet. Ihre schwachen Feinde sind vor ihr geflohen; aber sie hat sie mit Feuer und Schwert verfolgt. Die Saaten sind von den Hufen ihrer Rosse zertreten worden, die hin und her zerstreuten Zweige der abgehauenen Bäume beweisen noch durch einige daran hängende Früchte, die ehemahlige Fruchtbarkeit; die in Asche gelegten Dörfer dampfen noch; das Schwert hat alle getroffen, die es nur zu erreichen vermochte; bey dem zerbrochenen Pfluge liegt die Leiche des Ackersmannes; die geplünderte und gemordete Mutter drückt noch ihr todtes Kind an die Brust; die erwürgten Gatten ruhen nebeneinander, ihre blutigen und verschlungenen Arme halten sich auch noch im Tode fest; lange Bäche von Blut verlieren sich in Haufen von Asche, und hungrige Geyer, die einzigen lebenden Wesen an diesem Aufenthalt der Verzweiflung, streiten sich mit heiserem Geschrey um die Beute, welche ihnen Hersilia hier Preis gab.

»O, ihr unsterblichen Götter!« rief Numa, »so handelte die, die meine Gattinn werden soll! Ist das die Feyer meiner Hymenäen? Hersilia! ist es

möglich, daß Du solche Gräuel begehen konntest? Romulus hat es sicher befohlen, aber kam es seiner Tochter zu, diesen Auftrag zu erfüllen? O! so viel Gehorsam man auch dem Vater und dem Monarchen schuldig ist, der Menschheit und sich selbst ist man noch mehr schuldig; und wenn ein König ein Verbrechen befiehlt, so ist es besser man stirbt, als daß man ihm gehorcht. Und ich, der hieher eilte, um sie zu vertheidigen, ich trete jetzt nur auf Opfer! ich wandle auf einer Erde, die von dem Blute feucht ist, das sie vergoß! Verabscheuungswürdiges Recht des Krieges, ist es dies, was Du erlaubst? sind dies die Früchte meiner Thaten, und die Folgen jenes Ruhms, für welchen ich alles aufgeopfert habe? Ja, ich habe Tullus vergessen, ich habe Tatius verlassen, um der Gefährte von Tigern zu werden, die so vieles Blut vergießen; ihr Blutdurst hat auch mich in der Schlacht ergriffen, und ich habe mich für einen Helden gehalten. — O, Tullus! vergib mir diesen schrecklichen Irrthum, ich reiße ihn auf ewig aus meiner Seele. Der wahre Held ist der, welcher sein Vaterland vertheidigt, wenn es angegriffen wird; aber der Fürst, der Krieger, welcher einen einzigen Tropfen Blut vergießt, den er ersparen könnte, ist nichts, als ein wildes Thier, das von den Menschen nur gelobt wird, weil sie es nicht fesseln können.«

Numa entfernte sich jetzt von dieser Scene, von diesen Anblicken des Grauens; aus Furcht, noch mehr über die Geliebte erröthen zu müssen, gibt er den Plan auf, Hersilia weiter zu folgen. Er kehrt um, verläßt das Land der Herniker, und mit

Gram im Herzen, voll Scham ein Krieger zu seyn, verfolgt er den Weg nach Rom.

Schon ist das ganze Heer daselbst eingezogen, und als Numa ankommt, dankt Romulus eben auf dem Capitole den Göttern für alles das Uebel, das er den Menschen zugefügt hat, und bestrebt sich so, um seine Grausamkeit zu adeln, die Unsterblichen mit in sein Unrecht hineinzuziehen.

Numa begibt sich nach dem Capitole, wo Tatius, dessen Tochter und die Sabiner dem Opfer beywohnen. Er steigt hinauf; so wie ihn der gute König hier von weitem erblickt, eilt er, so schnell als es sein Alter erlaubt, auf ihn zu, und schließt den Sohn des Pompilius in seine Arme. Der Greis weint vor Freude, ihn wiederzusehen, bald muß er vor Schmerz weinen, als er den Tod des Tullus vernimmt. »O Unglück des Alters!« ruft er aus, »man überlebt also alles, was man liebt! Numa, ich habe nichts mehr, als meine Tochter und Dich; zwischen Euch Beyde will ich alle Gefühle meiner Seele theilen; ich habe wenigstens die Hoffnung, vor Euch hinüberzugehen.«

Indem er diese Worte sprach, nimmt er die Hand seiner Tochter, legt sie in die des Numa, und drückt sie beyde an sein Herz. Tatia erröthet, ihre Hand zittert, indem sie Numa berührt, und sie schlägt die Augen zur Erde, und wagt den Helden nicht anzublicken.

Aber der Held suchte mit seinen Augen Hersilia, die er endlich neben Romulus erblickt. Dieser Anblick gibt seiner Liebe alle ihre Kraft wieder, und vernichtet in einem Augenblicke die Wirkungen der

Rathschläge des Tullus. Numa beeilt sich, dem guten Könige seine Zuvorkommenheiten zu erwiedern, dann windet er sich aus seinen Armen los, begrüßt kalt Tatia, und sucht Romulus zu erreichen.

Der König der Römer umarmt ihn; er stellt ihn seinem Volke vor, und gebiethet dann Schweigen. »Römer!« spricht er, »Ihr habt mich triumphiren sehen, aber Numa kam es zu, an meiner Statt zu triumphiren; Numa verdanke ich meinen Sieg. Ich gebe ihm dafür zur Belohnung die, deren Hand schon so viele Könige umsonst erflehten, die, welche schon so viele Helden verschmähte, meine Tochter!«

Bey diesen Worten stoßen die Römer ein Freudengeschrey aus, aber die Sabiner beobachten ein finsteres Schweigen; Tatius steht unbeweglich wie ein Mensch da, zu dessen Füßen der Blitz niederschlägt; Tatia erbleicht, und schwankt auf ihren Vater zu, und Hersilia, die dies bemerkt, betrachtet sie mit finstern Blicken. Mit Röthe übergossen, läßt währenddem Numa seine Augen voll Unruhe auf Tatia, auf Hersilia, auf die Sabiner und auf Tatius schweifen.

Ohne sich hierdurch irre machen zu lassen, fuhr Romulus fort: »Morgen wird dieser erhabene Bund sich an diesem, mit Italiens Beute geschmückten Altare knüpfen, und ich werde durch feyerliche Spiele, die zehn Tage dauern sollen, ihn heiligen.«

Bey dem Worte: »Spiele,« sehen sich die Sabiner einander an, und runzeln die Augenbraunen; Tatius erhebt die Blicke gen Himmel, und Numa starrt betroffen zu Boden.

»Römer!« fuhr Romulus fort, »nachdem ich mich auf diese Art der Schuld der Dankbarkeit entledigt habe, werde ich mich von neuem mit Eurem Wohle beschäftigen. Ich habe jetzt das Land der Aruncier erobert, aber diese Vermehrung Eures Gebiethes kann Euch nur wenig Vortheil gewähren, so lange das Gebieth der Volsker noch trennend dazwischen liegt. Es gibt jedoch ein Mittel, jene Erwerbung Euch nützlich zu machen, das ist, man muß die Volsker unterwerfen. In zehn Tagen rücke ich gegen sie. Römer! Ihr seyd für den Krieg geboren; Ihr könnt Euch nur durch ihn vergrößern, nur duch ihn vermögt Ihr Euch zu erhalten. Der Friede würde für Euch das größte der Uebel seyn; er würde Euren Muth schwächen, und Eure unüberwindlichen Arme entnerven. Bedenkt selbst, welche Vortheile es Euch über die andern Völker gewährt, wenn Ihr nie die Waffen ablegt, Euch ohne Unterlaß in der schweren Kunst der Helden übt, und so Feinde angreift, die durch einen langen Frieden verweichlicht sind; bedenkt selbst, daß — was jedoch unmöglich ist — wenn ihr Muth dem Eurigen gleichkäme, sie Euch doch niemahls, weder die gleichen Kräfte noch die gleiche Kriegserfahrung entgegenzusetzen vermögen. Ehe jene schwachen Gegner sich, indem sie gegen Euch fechten, abgehärtet haben, ehe sie von Euch die schreckliche Kunst, in welcher Ihr Meister seyd, erlernten, werden sie immer schon geschlagen und unterworfen seyn. Greifen wir daher nach und nach die Völker Italiens an, bringen wir sie in Zwiespalt, um sie besser überwinden zu können, verbinden wir uns mit den Schwachen gegen den Star-

ken, und drücken wir sie nachher, wenn sie uns gedient haben, zu Boden, dann wird Rom in kurzer Zeit die Welt zu seinen Füßen sehen, wie Jupiter es seiner Stadt versprochen hat. Um den Willen der Götter zu erfüllen, sind alle Wege erlaubt, und der Sieg heiligt jedes Mittel, durch welches man ihn errang. Römer! denkt nur an den Krieg; er sey Eure einzige Wissenschaft, Eure einzige Beschäftigung. Ueberlaßt es andern Völkern, mit ihrem Schweiß den undankbaren Boden zu bauen; überlaßt es ihnen, durch den Handel, durch Gewerbe, durch alle die niedrigen Erfindungen der Schwäche, Reichthümer zu erringen: Ihr werdet das ernten, was sie säeten, Ihr werdet die Schätze genießen, die sie zusammenhäuften. Sie sind die Söhne der Erde, und es kommt ihnen zu, die Erde zu bebauen; aber ihr seyd die Söhne des Mars, und Euer einziges Gewerbe ist der Krieg. Römer! ein ewiger Krieg mit denen, welche Euer Joch nicht tragen wollen! Die Welt ist Euer Erbtheil, und die, welche sie bewohnen, sind die unrechtmäßigen Besitzer Eures Gutes; gebt daher niemahls die edle Obliegenheit auf, das wieder zu nehmen, was Euer ist.«

So sprach Romulus, und das Heer klatschte Beyfall; das Volk aber murrte. Man hörte in der Versammlung ein Geräusch, ähnlich dem Summen der Bienen, wenn sie aus einem Korbe hervorbrechen, den man seines Honigs berauben will.

Tatius sann einen Augenblick nach, betrachtete von der Tribune aus, wo er bisher schweigend Romulus gegenüber gesessen hatte, das Volk mit mitleidigen Blicken, und erhob dann seinen goldenen

Scepter, zum Zeichen, daß man ihn hören sollte. Sein ehrwürdiges Ansehen, sein graues Haar, die Güte, die Sanftmuth, welche aus seinen Blicken strahlten, erweckten eine heilige Ehrfurcht. Bestürzt und überrascht sah Romulus unwillig nach ihm hin, seine schwarzen Augenbrauen ziehen sich zusammen, schon ist der Zorn auf seiner Stirne .... So blickt der schreckliche Jupiter in der Versammlung der Götter auf Saturn, wenn sich dieser seinen Anordnungen widersetzt.

»König und Mitgefährte!« spricht der gute Tatius zu ihm, »es gibt keinen Menschen in Rom, welcher mehr, als ich, Deine Tapferkeit, Deine kriegerischen Talente und Deine Liebe zu dem Ruhme bewundert. Ich freue mich Deiner Triumphe, wie Du Dich selbst nur daüber zu freuen vermagst, und ich gestehe es, daß ich im ganzen Laufe meines langen Lebens nie einen Helden sah, den ich Dir zur Seite stellen möchte; aber dieser schöne Nahme: Held! reicht nicht aus, wenn man König ist. Es gibt für Könige einen noch schöneren, einen noch ruhmvolleren, und das ist der eines Vaters. — Sieh diesen Theil Deiner Unterthanen, der in Stahl gekleidet, die Waffen in der Hand dasteht; gewiß, es sind Deine Kinder, und Du behandelst sie auch als solche; aber sieh auch dort den andern Theil, den zehnfach stärkeren, der in Lumpen gehüllt ist, weil er, statt sich Gewänder kaufen zu können, die glänzenden Rüstungen der Andern bezahlen mußte. Es sind auch Deine Kinder, und Du behandelst sie als Feinde; Du raubst ihnen ihr Brot, ihre Söhne und ihre Gatten; Deine Lorbeeren sind mit ihren Thrä-

nen benetzt, und jeder Deiner Siege ist mit ihrem Wohl und ihrem Blute erkauft. Romulus! es ist Zeit, ihnen Ruhe zu gönnen; es ist Zeit, daß Du denen erlaubst aufzuathmen, deren Väter für Dich in den Tod gingen. Höre darum auf, die Menschen zu würgen, und vor allem, höre auf zu sagen, dies sey nichts, als die Erfüllung des Willens der Götter. Die Götter können nichts anderes wollen, als das Glück der Menschen, denn ihr erstes Geschenk war das goldene Zeitalter, und wenn der versammelte Olymp einst Minerva den Preis zuerkannte, so geschah dies, weil sie den Oehlbaum hervorgerufen hatte. Ein Einziger aus dieser Götterschar, Saturnus, herrschte einst in Italien; denke daran, wie er es that, ahme ihm nach, und verleumde die Unsterblichen nicht mehr, indem Du vorgibst, sie hätten das Morden befohlen.«

»Du behauptest, die Römer könnten nur durch den Krieg bestehen? Zeige mir ein einziges Volk, das durch dieses abscheuliche Mittel besteht, und sage mir, wodurch die Völker untergingen, die von der Erde verschwunden sind? Hat das unglückliche Theben etwa durch den Krieg seine Größe erhalten? und dennoch überwand es die sieben Argolidischen Könige. Sein Sieg war aber sein Untergang. Haben Deine Vorfahren, die Trojaner, durch den Krieg ihre Macht in Asien bewahrt? Nein! der Krieg ist das Uebel der Länder, und die, welche dieses Uebel am öftersten trifft, erliegen ihm zuerst. Mein königlicher Mitgefährte! im Nahmen des Volkes, das sein Blut schon so oft für Dich vergoß, beschwöre ich Dich, laß diesem Blute Zeit, sich wieder in den

erschöpften Adern zu sammeln. Niemand bedroht uns, und Deine Eroberungen sind groß genug; beschäftigen wir uns von jetzt an, die Völker glücklich zu machen, welche Dein Arm unterwarf. Ach! trotz Deiner Wachsamkeit vermag ich nicht alle Ungerechtigkeiten zu bestrafen, alle Unglückliche zu unterstützen. Stehe mir in diesem edlen Geschäfte bey; laß uns zusammen unsere, durch Deine Tapferkeit schon so weiten Staaten durchziehen, und wenn wir da erst alle Thränen werden getrocknet, alle Arme beglückt haben, wenn es, so weit unser Scepter reicht, keinen Unglücklichen mehr gibt, dann will ich Dich gern ziehen lassen, um unsere Gränzen zu erweitern.«

Er sprach es, und Romulus zitterte vor Zorn; das Volk aber stieß ein Freudengeschrey aus, und das Heer selbst war gerührt. Romulus wollte antworten, aber sein Ansehen schon verrieth, daß es nicht in dem Sinne geschehen sollte, um den Frieden zu gewähren. Plötzlich erhob sich daher das Volk, umdrängte ihn, stürzte in Haufen auf ihn zu, und ließ ihn nicht zum Worte kommen. Weiber, Greise, Kinder, alle lagen auf den Knien, alle streckten die Hände nach ihm aus, und riefen: »Den Frieden! den Frieden! Sohn der Götter, gib uns den Frieden! Wir flehen zu Dir; nimm alles, was wir haben, aber gewähre uns dafür den Frieden.«

»O meine Kinder!« sprach Tatius außer sich, und mit einer von Thränen erstickten Stimme: »Ihr sollt ihn haben, ich verspreche ihn Euch. Ich erbath ihn von Romulus im Nahmen der Zärtlichkeit und Freundschaft; jetzt fordere ich ihn von ihm als sein Mitregent, als der ihm Gleiche an Macht und Wür-

de, und wenn er ihn verweigert, Römer! so will ich mich an Eurer Spitze an die Thore von Rom stellen; da wollen wir ihn und sein Heer erwarten; wir wollen dann die mütterliche Erde umfassen, und sehen, ob diese Barbaren es wagen werden, ihren König, ihre Mütter und ihre Kinder niederzutreten.«

Bey diesen Worten stieß das Heer ein Geschrey aus: »Nein! nein!« riefen Alle; »nie! nie!« Die Krieger warfen ihre Waffen weg, sie mischten sich unter das Volk, sie fielen mit ihm auf die Knie nieder, sie umfaßten ihre Mütter, ihre Kinder und schrien mit ihnen: »Den Frieden! den Frieden wollen wir!«

Zum ersten Mahle gezwungen, nachzugeben, unterdrückte der schreckliche Romulus seinen Grimm, und gewährte mit wilden Blicken, was man verlangte; dann aber zog er sich, gefolgt von seinen Wachen, den Celeres *), die er eigens errichtet hatte, um ihn stets zu umgeben, schnell in seinen Pallast zurück.

Kaum hatte er jedoch die Versammlung verlassen, als er dem Zorne, welcher ihn verzehrt, in Schmähungen gegen Tatius Luft machte, und dabey jene unheilvollen Worte fallen ließ, die so vie-

*) So viel als: die Schnellfüßigen. Es war eine aus dreyhundert Mann bestehende leichte Reiterey, welche Romulus zu seiner Leibwache gebrauchte. Numa schaffte sie in der Folge ab; nach dessen Tode wurden sie aber wieder eingeführt, und bestanden bis zur Endschaft der königlichen Regierung in Rom.

les Unglück bereiteten. »Wie lange noch,« rief er, »wird dieser schwache Greis sich meinen großen Planen widersetzen? Habe ich denn keinen Freund, der mich von ihm befreyt!« — Diese Worte wurden von den Celeres nur zu gut aufgefaßt.

Hersilia war ihrem Vater gefolgt, und Numa hatte es nicht gewagt, ihr nachzugehen. An eine Säule gelehnt, blieb er mit niedergeschlagenen Augen sinnend in tiefem Nachdenken stehen, und verglich im Stillen die Tugenden des Tatius mit den Gesinnungen dessen, den er in Zukunft Vater nennen sollte. Der gute König nahte sich ihm. »Tochtermann des Romulus,« sprach er, indem er ihm die Hand hinreichte, »willst Du auch nur den Krieg?«

Diese Worte machten Numa's Thränen fließen; er fiel vor Tatius nieder und rief: »O mein Vater, den ich nicht mehr anzusehen wage, vergebt mir...!«

»Ich vergebe Dir alles,« unterbrach ihn der Greis, »wenn Du mir versprichst, mich immer zu lieben. Du hast, ohne mir etwas davon zu sagen, über Deine Hand verfügt; Du hast ein Eheband geschlossen, das unsern Sabinern wenig Freude machen wird. Ich zweifle, daß der ehrwürdige Tullus Dir dazu gerathen hat; macht es Dich aber glücklich, nun, so müssen wir es billigen. Numa, ich wünschte Dein Vater zu werden; jetzt wird Romulus dieses Glück haben, und ich will es Dir nicht verbergen, daß ich ihn beneide. Ach! wenn er seine heiligen Obliegenheiten nicht wohl erfüllt, wenn sein Herz nicht hinreichend den Werth

eines Nahmens fühlt, der mir so süß gewesen wäre, Numa, dann wird meine väterliche Brust Dir immer offen stehen, und Tatius wird es Dir danken, wenn Du ihn zu Deinem Tröster erwählst.«

Er entfernte sich mit diesen Worten, und ließ Numa schweigend, durchstürmt von Unruhe, Gewissensbissen und Liebe, zurück.

In dieser Bewegung hofft er Ruhe bey Hersilia zu finden; er geht zu Romulus Pallast, und sieht hier die Vorbereitungen zu seiner Hochzeitfeyer. Dieser Anblick erfüllt ihn mit Freude, aber die Freude ist nicht rein; bange Ahnungen trüben sie. Er spricht mit der Geliebten; er vernimmt aus ihrem Munde das Geständniß ihrer Liebe, und so glücklich ihn das auch macht, so vermag selbst dies nicht den geheimen Schrecken zu verjagen, der seine Seele erstarrt. Er betrachtet Hersilia, er findet in ihren Blicken Liebe, aber nicht den Frieden. So geängstigt und gequält, wiederhohlt er sich hundertmahl, daß morgen der Tag seines Glückes kömmt: immer erhebt sich aus den Tiefen seiner Seele eine Stimme, die ihm zuruft, daß das Glück weit von ihm entfernt ist. Diese Stimme überhäuft ihn mit Vorwürfen; umsonst will sich Numa überreden, daß sie nicht verdient sind, sein Herz verwirft, was sein Verstand aufstellt.

Endlich, gebeugt von Sorge, geängstigt von Furcht, und verzehrt von Liebe, lenkt er seine Schritte nach dem Haine der Egeria, wo er die, welche jetzt seine Gattinn werden soll, zum ersten Mahle sah. Es verlangt ihn, diese theuren Orte wiederzusehen; er erinnert sich des geheimnißvol-

len Traumes, welchen er hatte; er hofft, daß, wenn er im Tempel Minerva's bethet, die Göttinn ihm jene Ruhe wiederschenken wird, deren er so sehr bedarf.

Er ging; der Tag neigte sich bereits. Kaum ist er in den Wald getreten, so vernimmt er ein Klagegeschrey, und er glaubt diese sterbende Stimme zu kennen. Das Schwert in der Hand, läuft er auf den Ort zu, von woher sie ertönt..... Welch schrecklicher Anblick erwartet ihn hier! Er sieht Tatius unter den Dolchen von vier Mördern fallen. Numa stößt einen Schrey aus, und opfert zwey dieser Bösewichter der Rache; die andern beyden fliehen erschrocken davon. Aber Tatius ist getroffen; sein Blut strömt dahin; der unglückliche Greis hat nur noch einen Augenblick zu leben. Laut klagend umfaßt ihn Numa; er untersucht seine Wunden; er zerreißt sein Gewand, um das Blut zu stillen; er richtet den guten König auf, er hebt ihn in die Höhe, und will ihn auf seinen Armen nach Rom tragen.

»Halt! halt! mein Sohn,« spricht Tatius, »Deine Mühe nützt mir zu nichts mehr; ich fühle, daß ich sterben werde; aber ich danke den Göttern, daß ich meinen letzten Seufzer in Deinen Armen verhauchen kann. Numa, ich sterbe durch Romulus, ich habe die Mörder erkannt; sie gehören zu der Schar seiner Leibwache, und indem sie mich niederstießen, riefen sie mir zu: »dies wären die Erstlinge des Friedens, den ich den Römern versprochen hätte.« Deine Liebe zu Hersilia, Deine Verbindung mit meinem Mörder,

verhindern Dich, meinen Tod zu rächen; aber ich habe etwas Besseres von Dir zu erbitten. Ich habe eine Tochter, Numa; diese Unglückliche hat außer Dir keinen Verwandten, keine Stütze mehr. Ihre Abkunft, ihre Rechte auf den Thron der Sabiner, machen sie in Romulus Augen schuldig; sie ist verloren, wenn Du sie nicht vertheidigst. Schwöre es mir zu, o mein theurer Sohn! daß Du über ihr Leben wachen willst; daß Du ihr Schützer, ihre Stütze seyn willst; daß Du ihr die Stelle eines Bruders ersetzen willst. Ach! ich hegte die Hoffnung, sie würde dich einst mit einem andern Nahmen nennen; von dem ersten Augenblick an, da ich Dich sah, hegte ich den Wunsch, Dir Tatia zu geben, Dich auf meinen Thron zu setzen, und über Euch Beyde bloß in der Eigenschaft eines Vaters zu wachen. Schöner Traum, der zu schnell entschwand, und der mich noch beruhigen würde, wenn er mich noch zu täuschen vermöchte! Verwirf jetzt wenigstens meine Bitte nicht; habe Mitleid mit einem sterbenden Greise, der Dein Verwandter, Dein Freund war, mit dem Freunde von Tullus und Deinem Vater Numa! auf den Knien fleh ich zu Dir, sey der Schützer meiner Tochter, versprich mir, ihr Leben zu retten, zu wachen....«

»Ich schwöre es!« unterbrach ihn Numa, in Thränen zerfließend; »ich schwöre es, und rufe die Manen von meiner Mutter und von Tullus zum Zeugen auf; ich schwöre es hier, Euren ersten Wunsch zu erfüllen, und Tatia zur Gattinn zu nehmen; für sie zu leben, für sie zu sterben,

alle Gefahren mit ihr zu theilen, und auf immer die Familie Eures Mörders zu verabscheuen!«

»Ich wußte es wohl!« erwiederte ihm Tatius mit dem Ausdrucke der Freude. »Umarme mich noch einmahl, mein Numa; ich baue auf Deinen Schwur, und sterbe zufrieden.«

Er sprach es, drückte Numa an sich, und verschied. Numa sank ohnmächtig auf die Leiche nieder.

Ende des ersten Theils.

Inhalt
des ersten Theils.

Erstes Buch.

Seite

Tullus, Oberpriester der Ceres, erzieht Numa, der für seinen Sohn gehalten wird. Feyer des Ceresfestes. Tullus eröffnet Numa, daß er der Sohn des Pompilius, eines Fürsten aus dem Blute der Könige der Sabiner, ist. Er erzählt ihm die Geschichte seiner Mutter, den Raub der Sabinerinnen, den Tod seiner Verwandten, den Krieg zwischen den Römern und Sabinern, das Bündniß zwischen den beyden Völkern, die Erziehung des Numa in dem Tempel der Ceres, und die Befehle der Göttinn, ihn nach Rom zu senden. Numa steigt in das Grab seiner Mutter hinab. Er bereitet sich zur Abreise. Rathschläge des Oberpriesters. Tullus und Numa nehmen Abschied von einander. 5

Zweytes Buch.

Seite

Numa reiset nach Rom ab; er hält in einem Walde an und entschlummert daselbst; er hat einen geheimnißvollen Traum; setzt seinen Weg fort. Beschreibung der Gegend von Rom und dieser kriegerischen Stadt. Sein Empfang bey Tatius. Charakter dieses guten Königs, seiner Tochter Tatia, des Romulus und dessen Tochter Hersilia. Numa findet Hersilia; er wird von Liebe zu ihr ergriffen. Erste Wirkung dieser Liebe. Rückkehr und Triumph des Romulus. 31

Drittes Buch.

Numa für Hersilia in Liebe entzündet, will ihr in das Gefecht folgen. Tatius gibt ihm Waffen, und stellt ihn der Armee vor. Freude der alten Sabinischen Krieger, als sie den Sohn des Pompilius erblicken. Tatius will ihn in den Krieg begleiten, aber das von Tatia geführte Volk läßt ihn diesen Entschluß aufgeben. Abzug und Beschreibung des Heeres. Romulus trifft mit seinem Bundesgenossen, dem König der Campanier, zusammen. Beschreibung des Lagers dieses Fürsten. Romulus trennt sich von ihm. Ankunft und Rede der Marsischen Gesandten 53

Viertes Buch.

Seite

Die versammelten Marser wollen einen Feldherrn erwählen. Zwietracht zwischen ihnen. Man kömmt überein, daß derjenige unter den Bewerbern, welcher die Spitze einer Pappel zur Erde zu beugen vermag, der Führer seyn soll. Der junge Leo bleibt Sieger, und tritt den Oberbefehl an einen Greis ab. Das Heer setzt sich in Bewegung und trifft auf die Römer. Die Anordnungen des Romulus; Numa's Menschlichkeit; er bringt der Ceres ein Opfer und befreyt seine Gefangenen. Ceres läßt den goldenen Schild Anciles zu seinen Füßen niederfallen. Leo überfällt in der Nacht das Lager der Römer; er zündet es an, verbreitet Schrecken und Tod, und streckt Romulus nieder. . 75

Fünftes Buch.

Hersilia und Numa treiben die Marser zurück. Leo's Rückzug. Romulus befestigt sein Lager. Neue Heldenthaten des Leo. Die Marser und Samniter vereinigen sich. Romulus versammelt einen Kriegsrath. Numa geht, um die Päße der Trebanischen Gebirge zu besetzen. Er findet hier ein Volk, das ihn liebt. Niederlage der Marser in diesen Gebirgen. Kampf zwischen Numa und Leo. Großmuth

Seite

von Numa. Er vernimmt, daß Tullus im Sterben ist, und eilt zu ihm hin. 97

Sechstes Buch.

Freude des Tullus, als er seinen Zögling wieder sieht. Zarte und kindliche Aufmerksamkeit, die ihm dieser erweist. Weise Rathschläge des Oberpriesters. Dessen Tod. Numa's Schmerz und Reue. Er will zu Hersilia zurückkehren; kömmt in eine Gegend, die sie verwüstet hat, und kehrt voll Abscheu nach Rom zurück. Rede des Romulus an sein Volk. Antwort des Tatius hierauf. Man bereitet Numa's und Hersilia's Hochzeitfeyer. Tatius wird ermordet. Numa eilt ihm zu Hülfe und schwört, seine Tochter zu ehelichen. 124

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Florian, Jean-Pierre Claris <<de>>,

Numa Pompilius, zweyter König von Rom

Bd.: 1

Wien (1827)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Le (b) 31-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342694-3